

Christoph Dahling-Sander / Barbara Janocha
Vielfalt, Toleranz, Begegnung
Christen und Muslime zeigen Profil
Pax-Bank-Preis 2008

Schriftenreihe der
Georges-Anawati-Stiftung
Nr. 4

Christoph Dahling-Sander

Barbara Janocha

Vielfalt, Toleranz, Begegnung

Christen und Muslime zeigen Profil

Pax-Bank-Preis 2008

Herausgegeben von der
Georges-Anawati-Stiftung

Grupello Verlag

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.grupello.de

1. Auflage 2008

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83
Druck: Müller-Druck, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89978-101-4

Inhalt

Vorwort 7

Einleitung 9

Christoph Dahling-Sander

Biografische und lokale Zugänge
zu christlich-muslimischen Dialogen
Das Ausstellungsprojekt »Gesichter des Islam
Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern« 11

Barbara Janocha

Islam im Alltag
Biografien muslimischer Frauen inmitten
von Anpassung, Rückzug und Transformation 29

Christoph Dahling-Sander

Toleranz und Religionsfreiheit in
christlich-muslimischen Partnerschaften 54

Margot Käßmann

Religion als Faktor der Konfliktschärfung 66

Autoren 86

Vorwort

Das Jahr 2008 ist durch die Kommission der Europäischen Union zum »Europäischen Jahr des Interkulturellen Dialogs« ausgerufen worden. Die europäischen Kirchen (sowohl die Mitglieder der katholischen Kommission der Bischofskonferenzen des EU-Raumes, abgekürzt COMECE, als auch die Konferenz Europäischer Kirchen) haben als Beitrag dazu eine Seminarreihe mit dem Titel »Islam, Christenheit und Europa« gestartet. Das ist ein gutes Unternehmen.

Wichtig ist aber auch, nicht auf der intellektuellen Ebene stehen zu bleiben, sondern das gegenseitige Kennenlernen herauszustellen und zu fördern. Das Kennenlernen fängt mit dem Wahrnehmen an. Wenn man sich gegenseitig ins Gesicht schaut, können Gemeinsamkeiten und Unterschiede festgestellt werden, können aber auch genauere Einzelheiten entdeckt werden. Das zeigt dann die Schwierigkeiten und Chancen der Begegnung an. Das »Gesicht« einer Epoche, eines Projektes, einer Gemeinschaft ist wie das Gesicht einer Person auch wandelbar: Je nach Stimmung, je nach Tageszeit und Beleuchtung, je nach der Dauer der Betrachtung des Gesichtes, je nach dem Mienenspiel kann man unterschiedliche Entdeckungen machen. Deshalb sind Verallgemeinerungen nicht angebracht.

Der Ausdruck »Gesichter des Islam«, der als Titel über der in diesem Text beschriebenen Wanderausstellung steht, möchte solche Verallgemeinerungen umgehen. Diese Überlegung hilft, unterschiedliche Einstellungen und Beschreibungen des eigenen Glaubens zur Kenntnis zu nehmen. Wenn dann auch noch einzelne Menschen hinter den Aussagen stehen und nicht grundsätzliche Wertungen, dann dient das dem Kennenlernen umso mehr. Die Träger dieser Initiative, die hier ihre Arbeit vorstellen und auswerten, haben natürlich auch mit der Kritik rechnen müssen, dass mit solcher Beschreibung zu viel Differenzierung vorgestellt werde und die Gefahr bestehe, die Einheit der Weltreligion Islam in Frage zu stellen. Aber mit den dokumentierten Texten aus den Gesprächen mit den Abgebildeten wird ja nun deutlich, wie der persönli-

che Zugang zum Glauben, die persönliche Praktizierung des Glaubens in unserer Gesellschaft im Vordergrund steht, und dass so eine Begegnung ermöglicht wird, die für viele neu ist. Daraus folgt ja die Einladung, Fremdheitsgefühle zu überwinden und selber Kontakte zu suchen.

Ich finde es dem »Europäischen Jahr des Interkulturellen Dialogs« sehr angemessen und begrüßenswert, dass die Pax-Bank mit ihrer diesjährigen Preisverleihung ihren eigenen Beitrag zu diesem europaweiten Thema leistet. Das Besondere an der Wanderausstellung »Gesichter des Islam. Begegnungen mit muslimischen Frauen und Männern« ist, dass damit nicht nur Fotos der Öffentlichkeit gezeigt werden, sondern dass die örtlichen Veranstalter zugleich mit der Vorbereitung und mit den unterschiedlichen Beiprogrammen eine Begegnung initiiert haben, die sonst nicht zustande gekommen wäre. Das Interesse daran, diese Wanderausstellung jetzt auch in anderen Teilen der Bundesrepublik zu zeigen, nachdem sie drei Jahre lang in Niedersachsen gewandert ist, macht Hoffnungen, dass die direkten Begegnungen vor Ort dafür stehen, dass gelebte Religion Konflikte entschärfen kann.

Deshalb ist es erfreulich, dass als Beigabe in dieser Broschüre ein Vortrag von Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann veröffentlicht werden kann, der dieses Feld der Begegnungen und Aktivitäten der Religionen diskutiert. Sonst wird mehr darauf geschaut, wo bei der Entstehung von Konflikten Religionen Anlässe dafür geliefert haben oder gar Auslöser für Konflikte gewesen sind. Der Vortrag der Landesbischöfin untersucht umgekehrt die Rolle der Religionen bei der Konfliktentschärfung.

Möge das durch den Pax-Bank-Preis 2008 ausgezeichnete Projekt »Gesichter des Islam. Begegnungen mit muslimischen Frauen und Männern« auf neue Weise weiter zu Begegnungen anregen und unser Zusammenleben in der Gesellschaft befruchten.

*Dietger Freiherr von Fürstenberg
Georges-Anawati-Stiftung*

Einleitung

Die Pax-Bank-Stiftung zeichnet seit Jahren herausragende Arbeiten auf dem Gebiet des interkulturellen Dialogs zwischen Christentum und Islam aus. Erster Preisträger war 2005 die Georges-Anawati-Stiftung, die seitdem der Pax-Bank-Stiftung bei der Auswahl der Projekte beratend zur Seite steht. Die aktuellen politischen und gesellschaftlichen Ereignisse sowie die zunehmend emotionale Diskussion um Toleranz und Religion verdeutlichen – ob im Nahen Osten oder bei uns in Deutschland – die Notwendigkeit eines vertrauensbildenden Dialogs der Religionen, den wir fördern wollen. Dazu gehört, eine Kultur des interreligiösen und -kulturellen Lernens zu schaffen, um gegenseitiges Vertrauen aufzubauen. Das ist die Intention unserer Stiftung, die sich auch in den unterschiedlichen Artikeln dieser Broschüre widerspiegelt.

»Religion als Faktor der Konfliktentschärfung« nennt Bischöfin Margot Käßmann in ihrem Artikel treffend die Gefahren und Chancen von Religion im Spannungsfeld der unterschiedlichen Glaubensrichtungen. Ich erlebe die Problematik hautnah, wenn ich für die Pax-Bank in Afrika unterwegs bin. Dort, wo Christentum und Islam seit jeher aneinander stoßen, weiß ich: Religion kann trennen oder verbinden. Die Preisträger des diesjährigen Pax-Bank-Preises zeigen in ihrer Ausstellung viele Gesichter des Islam und regen zu einem Blickwechsel zwischen Christen und Muslimen an. Wie werden wir von den anderen gesehen – und warum so? Es ist der Arbeitsstelle Islam und Migration der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers mit der Ausstellung gelungen, einen Denkprozess in Gang zu setzen: Zum einen über die gegenseitige Wahrnehmung von Christen und Muslimen nachzudenken und zum anderen Fragen nach der eigenen religiösen Identität zu stellen. Das ist eine Chance, den eigenen Glauben im Sinne der verbindenden Wirkung von Religion zu vertiefen. Deshalb gebühren den Initiatoren unser Dank und unsere Anerkennung sowie die Auszeichnung unserer Stiftung 2008.

Unsere Aachener Pax-Bank-Filiale, die dieses Jahr ihr 50jähriges Bestehen feiert, wird vom 16.10. – 30.11.08 den Kern der

Ausstellung in ihren Räumen präsentieren und dazu Gäste einladen. Aachen hat viele muslimische Bürger, so dass sich angeboten hat, die Jubiläumsfeier als Plattform zu nutzen, um den Dialog zwischen Christen und Muslimen im Rahmen der Ausstellung weiter zu vertiefen und somit die Idee unserer Stiftung weiter zu tragen. Die bisherigen Erfolge der ausgezeichneten Projekte zeigen uns, dass der Weg richtig ist, das friedliche Zusammenleben von Christen und Muslimen über persönliche Begegnungen zu fördern. In diesem Sinne freue ich mich auf weitere interkulturelle Projekte und persönliche Gespräche!

Köln, Juni 2008

Dr. Christoph Berndorff,

Vorstandsvorsitzender der Pax-Bank eG

Christoph Dahling-Sander

Biografische und lokale Zugänge zu christlich-muslimischen Dialogen

*Das Ausstellungsprojekt »Gesichter des Islam
Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern«*

Die Lebensentwürfe der muslimischen Frauen und Männer, die in der Wanderausstellung zu sehen sind, sind völlig unterschiedlich. Frauen stehen im Mittelpunkt. Junge und alte Frauen, Studentinnen, berufstätige Mütter und Seniorinnen erzählen, wie sie ihren muslimischen Glauben im Alltag leben. Man erfährt, was sie über Christen denken oder warum die einen Kopftuch tragen und die anderen nicht – obwohl sie sich alle als gläubige Muslime verstehen. Sofort ist deutlich: Der Islam hat viele Gesichter – so wie das Christentum auch.

Die Ausstellung »Gesichter des Islam. Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern« wurde vom August 2004 bis Juni 2007 an 30 verschiedenen Orten der hannoverschen evangelischen Landeskirche präsentiert. An jedem Ort wurde die Ausstellung durch neue Porträts ergänzt. So wuchs die Ausstellung von Ort zu Ort. Hinzu kamen an jedem Ort eigene Begleitprogramme. Seit Sommer 2007 wandert die Ausstellung nun bundesweit weiter.

Initiiert und verantwortet wurde das dreijährige Projekt durch die Arbeitsstelle Islam und Migration im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers. Prof. Dr. Rita Süßmuth, Bundestagspräsidentin a.D., hatte die Schirmherrschaft inne. Finanziell wurde das Projekt durch die Hanns-Lilje-Stiftung gefördert.

1. Dialoge neu verankern, Vielfalt wahrnehmen und Zusammenhalt fördern – die konzeptionelle Idee

Der Dialog zwischen Christen und Muslimen erfordert mehr als eine unverbindliche Begegnung auf der einen Ebene und eine akademische Auseinandersetzung auf der anderen Ebene. Diese

Herausforderung ist als Chance zu sehen, über bisherige Zielgruppen hinaus auch neue Menschen in Begegnungen und Dialoge einzubinden.

So fanden zuvor einerseits über viele Jahre an einzelnen Orten Kontaktgespräche zwischen Christen und Muslimen statt, um einander kennen zu lernen, Einladungen zu Tee und Kaffee, Diskussionen. Zum Teil konnte eine Basis gegenseitigen Vertrauens erreicht werden. Der Einsatz von Christen für Muslime in der Nachbarschaft war dabei vielfach getragen vom Ethos der Fürsorge angesichts von Fremdenfeindlichkeit und Ausgrenzung. Doch wechselseitige Wahrnehmungen auf Augenhöhe und gerade auch gegenseitige kritische Fragen und Gegenfragen waren in den Begegnungen von Kirchen- und Moscheegemeinden kaum gegeben.

Auf der anderen Seite gab es unter anderem in Evangelischen Akademien und bei Kirchentagen¹ kontroverse Debatten beispielsweise zu Fragen der Religionsfreiheit sowie zur Rolle von Frauen und Männern. Diese wurden allerdings kaum in den Gemeinden wahrgenommen, sie prägten nicht die örtlichen Begegnungen.

Nach dem 11. September 2001 wuchs schließlich der Bedarf, sich am jeweiligen Ort kennen zu lernen, Ängste zu überwinden und zugleich kritische Fragen nicht auszublenden. Es ging und geht nach wie vor um das konkrete Zusammenleben.

Deshalb war es das Anliegen, durch das Ausstellungsprojekt die Begegnungen und Dialoge auf eine andere Ebene zu bringen, eine verbindliche Form zu schaffen, in der Christen und Muslime gemeinsam für das Zusammenleben in ihrem Ort eintreten und dies auch öffentlich gestalten.

Zukunftsträchtig war es daher, die verschiedenen Ebenen zusammenzuführen und bei konkreten Begegnungen anzusetzen. Unterscheidungen wie etwa Dialog des Handelns, Dialog des Denkens und unter Umständen sogar Dialog des Betens mögen sich nahe legen und einzelne Debatten prägen, doch sie greifen faktisch viel zu wenig ineinander.

Wahrzunehmen ist, dass sich Christen und Muslime täglich begegnen, allein schon im Kindergarten, in der Schule, bei der

1 Siehe: Schriftenreihe der Georges-Anawati-Stiftung Nr. 1: Hans Vöcking / Heinz Klautke, 25 Jahre Begegnung von Christen und Muslimen auf Katholikentagen und Evangelischen Kirchentagen in Deutschland 1980 bis 2005. Zu beziehen über die Georges-Anawati-Stiftung

Arbeit, beim Einkaufen, in der Nachbarschaft und in der Freizeit. Vielerorts hat sich unter Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen ein Zusammenhalt entwickelt, trotz unterschiedlicher Lebensentwürfe, Kulturen und Religionen. Andernorts prägen jedoch Angst, Misstrauen und Vorurteile die einzelnen Menschen, seien sie Christen oder Muslime. Dies darf nicht ausgeblendet werden, um sowohl Vielfalt als auch Zusammenhalt zu fördern.

Um in dieser Situation konstruktive Begegnungen zu fördern, ist die Bereitschaft zu Offenheit und zum Dialog erforderlich, wie Rita Süßmuth unterstreicht.

*

Prof. Dr. Rita Süßmuth, Bundestagspräsidentin a.D. und Schirmherrin des Projekts, aus dem Grußwort zum Auftakt des Projekts am 24.8.2004: »Schon immer hat den Menschen am meisten der Mitmensch interessiert. Nicht umsonst ist der Aufhänger in Zeitungsmeldungen und Reportagen fast immer ein Einzelschicksal. Es liegt im Wesen des Menschen, neugierig zu sein: Wie lebt, denkt, fühlt der andere? Neugierde kann und sollte der Ausgangspunkt sein, auf Andere zuzugehen, den Anderen kennen zu lernen, zu verstehen, warum er lebt, wie er lebt, warum er denkt, wie er denkt. Verständnis für den Anderen ist die Grundlage für ein friedliches Miteinander in der Gesellschaft. Verständnis erfordert die Bereitschaft zu Offenheit und zum Dialog. [...] Das wechselseitige Verständnis zwischen Christen und Muslimen verbessern zu helfen, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zivilisation. Dem Haus kirchlicher Dienste [...] gilt dafür meine Anerkennung, ebenso aber den Frauen, die sich für die Präsentation bereit gefunden haben.«

*

Gerade der Ansatz bei konkreten Begegnungen und daraus hervorgehenden Dialogen kann daher Zuschreibungen anderer, insbesondere die mediale Wahrnehmung des Islam ergänzen und gegebenenfalls korrigieren. Die Stärke liegt hier im Verbund von kognitiver, emotionaler und affektiver Auseinandersetzung. Weil aber im städtischen und erst recht im ländlichen Raum Begegnungen und Dialoge, die die verschiedenen Ebenen umfassen, nicht

die Regel sind, war es das Ziel des Projekts, derartige Begegnungen und Dialoge zu initiieren und zu fördern.

Mit diesem Ansatz ist die Arbeitsstelle Islam und Migration der »Charta Oecumenica« der Kirchen in Europa gefolgt. Sie wurde auf dem Ökumenischen Kirchentag 2003 durch die evangelischen, katholischen und orthodoxen Kirchen, die in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland zusammengeschlossen sind, unterzeichnet und bietet eine wegweisende Perspektive.

*

Aus der »Charta Oecumenica«, 2003: »Die Begegnung zwischen Christen und Muslimen sowie den christlich-islamischen Dialog wollen wir auf allen Ebenen intensivieren. Insbesondere empfehlen wir, miteinander über den Glauben an den einen Gott zu sprechen und das Verständnis der Menschenrechte zu klären. Wir verpflichten uns, den Muslimen mit Wertschätzung zu begegnen; bei gemeinsamen Anliegen mit Muslimen zusammenzuarbeiten.«

*

Das Konzept des Projekts ist geprägt durch einen aktivierenden, subjekt- und kontextorientierten Bildungsansatz. Die Ausstellung selbst wird dadurch zur Spitze eines breiten Prozesses. Der Ansatz zeichnet sich beim näheren Hinsehen durch fünf Aspekte aus: (1.) die zivilgesellschaftliche Aktivierung und Bildung von Netzwerken, (2.) die Wahrnehmung der Vielfalt im Islam wie im Christentum, (3.) die wechselseitige Wahrnehmung von Christen und Muslimen, (4.) den biografischen Zugang und (5.) den lokalen Bezug in der Ausstellung und im Begleitprogramm.

Zum Konzept gehört außerdem die Begleitung und Auswertung. In der Vorbereitung und Durchführung wurden die örtlichen Akteure kontinuierlich durch die Arbeitsstelle Islam und Migration im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers unterstützt. Unmittelbar nach ihrer Präsentation der Ausstellung und Durchführung des Begleitprogramms hatten sie einen Bericht zu formulieren. Zusätzlich wurden die örtlichen Akteure nach rund 1½ Jahren durch die Arbeitsstelle zur nachhaltigen Wirkung befragt.

(1.) Die zivilgesellschaftliche Aktivierung und Bildung von Netzwerken

Um Begegnungen und Dialoge zu initiieren, bedarf es Menschen, die daran interessiert sind, einen Schritt auf einander zu zu gehen, und sich einbringen wollen. Sollen die Begegnungen sogar nachhaltig Wirkung zeigen, ist es förderlich, wenn nicht nur einzelne Personen aktiv werden. Andernfalls besteht die Gefahr der Fixierung auf einzelne Personen und der Abhängigkeit von ihnen. Daher wurden die örtlichen Veranstalter aufgefordert, Kooperationspartner zu finden. Christen und Muslime, wenn möglich Kirchengemeinden und Moscheegemeinden mussten vor Ort einen Trägerkreis bilden. In einzelnen Orten konnte auf eine bestehende Zusammenarbeit zurückgegriffen werden, an anderen Orten wurde sie neu initiiert. Muslime ohne die Bindung an eine Moschee waren die Ausnahme. Oft arbeiteten evangelische und katholische Christen mit Muslimen unterschiedlicher Richtungen zusammen. Diese Zusammenarbeit schon im Vorfeld ist wesentlich für das Projekt. Hinzu kamen vielfach Partner beispielsweise aus der Kommune, aus Allgemeinbildenden Schulen und Volkshochschulen, Vereinen oder Präventionsräten.

(2.) Die Vielfalt im Islam

Die örtlichen Trägerkreise hatten eine muslimische Frau zu finden, die bereit war, sich porträtieren zu lassen. Frauen, die sonst eher im Hintergrund stehen, rückten so in den Mittelpunkt. Leitfragen für die Interviews waren: Was glaubst du? Was feierst du? Wie äußert sich dein Glaube in deinem Leben, in deinen Wertevorstellungen, in deinem Handeln? Wie erziehst du deine Kinder? Wie erlebst du Christinnen und Christen? Was ist von einander zu lernen? Auf diese Weise wuchs die Zahl der Porträts von Ort zu Ort auf insgesamt 33 Personen aus Niedersachsen.

Eine erste Grundlage bildeten Porträts, die an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen für die Ausstellung »Jede hat ihren Glauben. Aber es ist ein Gott« entstanden waren.

Neben den jeweils zwei Tafeln mit dem Porträt skizziert eine weitere Tafel christlich-muslimische Begegnungen und das muslimische Leben vor Ort. Wie viele Muslime gibt es im Ort? Steht eine Moschee oder ein Gebetsraum zur Verfügung? Gibt es Begegnung und Kontakte zwischen Christen und Muslimen, zwi-

schen Kirchengemeinden und Moscheegemeinden? So ist eine Topographie christlich-islamischer Begegnung und muslimischen Lebens in Niedersachsen entstanden.

Die Ausstellung stellt damit die Vielfalt muslimischer Lebensentwürfe in ihrem hiesigen gesellschaftlichen Kontext dar und bricht das Bild eines vermeintlich monolithischen Islam auf. Dieses Bild existiert nicht nur bei Christen. Denn auch von muslimischer Seite wird eingewendet, es gebe nur *ein* Gesicht des Islam. Hiermit wird jedoch eine abstrakte Theorie, eine Lehrmeinung dargestellt, was der Islam an sich sei. Demgegenüber ist es das Anliegen des Projekts, die Vielfalt gelebten Glaubens zu betonen. Gelebter Glaube in seiner geschichtlichen Wirklichkeit, im konkreten gesellschaftlichen Kontext steht im Zentrum.²

(3.) Die wechselseitige Wahrnehmung von Christen und Muslimen

Was für die Zusammenarbeit im Trägerkreis und die Begleitprogramme gilt, trifft im besonderen Maß für die Ausstellung zu: Die Ausstellung stößt zu einem Blickwechsel zwischen Christen und Muslimen an. Durch die Rückfrage, wie Christen/innen und Kirche von muslimischer Seite erlebt werden, rückt zugleich der von Christen/innen gelebte Glaube in den Vordergrund. So wird die gelebte Vielfalt im Islam wie im Christentum deutlich.

Die überlieferten Bilder werden befragt und der Blick wird von eigenen, christlichen oder auch medial vermittelten Vorstellungen auf muslimische Selbstzeugnisse gelenkt. Zugleich wird die eigene christliche Religion mit den Augen der Anderen gesehen! So wird das Gegenüber auf Augenhöhe wahrgenommen. Konkrete Gesichter begegnen sich. Geschichten und Erlebnisse werden lebendig. Christen und Muslime nehmen sich wechselseitig wahr. Eine besondere Anziehungskraft hat dabei der lokale Bezug.

Fremdwahrnehmung und Selbstwahrnehmung können auf diese Weise mit einander ins Gespräch gebracht werden. In einem weiteren Schritt können die Zeugnisse gelebter Religion verwoben werden mit überlieferten und gelehrten Zeugnissen. Beides ist unverzichtbar, um sich mit größerer Tiefenschärfe zu begegnen und weiterführende Dialoge zu gestalten.

² Dies wird im folgenden Beitrag von Barbara Janocha ausgeführt.

Hinsichtlich der angestrebten Wechselseitigkeit wurden die Beteiligten auf die Schwierigkeiten und Asymmetrien im Dialog zwischen Christen und Muslimen hingewiesen, um mit einer realistischen Erwartungshaltung zu arbeiten. Denn es ist nicht zu verkennen, dass etwa bei Finanzierungs- und Organisationsmöglichkeiten, bei Kenntnissen der deutschen Sprache bis hin zur Sprachfähigkeit in Glaubensfragen zwischen den Beteiligten Asymmetrien und Differenzen bestehen. Deshalb wurden diese Asymmetrien von Anfang an ernst genommen, um den Umgang mit ihnen zu erleichtern.

So konnte ein Prozess in Gang gesetzt werden, der die Betrachtenden einlädt, über ihre Wahrnehmung muslimischer Nachbarn/-innen und deren Wahrnehmung von Christen/innen und Christentum nachzudenken und Vertrauen wachsen zu lassen. Zugleich wirft der Blick auf die Anderen Fragen nach der eigenen religiösen Identität auf und bietet die Chance, den eigenen Glauben zu vertiefen.

(4.) Der biografische Zugang

Miteinander ins Gespräch zu kommen, ehrliche und konstruktive Dialoge zu führen, dazu wollte das Projekt ermutigen. Daher sollten muslimische Frauen und Männer als Experten/innen ihres Glaubens, ihres Lebens und Handelns wahrgenommen werden. So kann dann im Weiteren mit ihnen geredet werden. Teilhabe an ihren Worten und Gedanken sowie an ihrem Handeln wird möglich. Immer wieder steht das konkrete Leben im hiesigen gesellschaftlichen Kontext im Zentrum. Auf diese Weise führen die einzelnen Menschen mit ihren Biografien in eine Welt, die anderen bisher oft verschlossen war.

Die Form des Interviews und des daraus resultierenden Porträts ermöglicht eine persönliche Begegnung zunächst im geschützten, nicht-öffentlichen Raum. Erst nach der Freigabe durch die interviewte Person erhalten weitere Personen Zugang zu den Gedanken der Fragenden und Antwortenden. Selbstverständlich liegt im Frage-Antwort-Verfahren auch eine Asymmetrie. Doch die Stärke ist, dass die Fragenden wie die Antwortenden ihre ganz eigenen Intentionen direkt zur Sprache bringen können.

Für Muslime ist es vielfach ungewohnt, zu Glaubens- und Lebensfragen Rede und Antwort zu stehen. Sie meinen häufig, für

Glaubensfragen sei allein ihr Imam oder Hodscha zuständig. Sie haben Sorge, etwas Falsches zu sagen. Vor diesem Hintergrund sind die Interviewaussagen der Beteiligten besonders wertvoll – zumal es auch für Christen oft eine Herausforderung darstellt, ihren Glauben mit ihrem »Konfirmationswissen« zur Sprache zu bringen. Doch beim biografischen Zugang geht es eben nicht um eine vermeintlich reine Lehre des Islam oder Christentums, sondern um die Menschen, die mit ihrem Leben für ihren Glauben stehen.

Die Porträts sind somit die sichtbare Spitze des Prozesses, in dem Christen und Muslime ins Gespräch kommen, andere daran teilhaben lassen und aktivieren, sich selbst dazu zu verhalten.

*

Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann zum Auftakt am 24.8.2004: »Besonders spannend finde ich, dass im Mittelpunkt der Ausstellung Porträts von muslimischen Frauen stehen, wie aus dem Leben dieser Frauen in unserem Land berichtet wird. Das ist ja das Erstaunliche, dass [...] viele Nichtmuslime deren Leben und Religion kaum kennen. [...] Gespräch und Begegnung sollen im Mittelpunkt stehen, und genau das halte ich für vordringlich, um den Dialog im Alltag zu verankern.«

Yusuf Acar, Religionsattaché und Mitglied der Generalversammlung der DITIB, zum Auftakt am 24.8.2004: »Ich bin dankbar, dass das Projekt ‚Gesichter des Islam. Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern‘ den Dialog von der Gesprächsebene auf die Handlungsebene überträgt.«

(5.) Der lokale Bezug in der Ausstellung und im Begleitprogramm

Programmatisch trägt das Projekt »Gesichter des Islam« den Untertitel »Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern«. Es wollte zu direkter Begegnung ermutigen. Christen und Muslime sollten miteinander reden. Übereinander haben sie viel geredet, manchmal zu viel. Miteinander haben sie noch immer zu wenig geredet.

Daher hatten die örtlichen Veranstalter ein Begleitprogramm zu gestalten, das die Belange und Bedürfnisse in ihrem Ort aufnimmt. Die im jeweiligen Ort für wichtig erachteten Themen sollten zur Sprache gebracht werden. Auch hier geht es also um konkrete Fragestellungen, die weiterführend bearbeitet werden, weil sie für die Beteiligten hochgradig relevant sind. Dazu erwies es sich als sehr förderlich, Personen mit gesellschaftlicher Bedeutung oder Autorität aus dem jeweiligen Ort in das Programm einzubinden, um zentrale Themen wegweisend für die Öffentlichkeit zu bearbeiten.

*

Arend de Vries, Geistlicher Vizepräsident im Landeskirchenamt der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, zum Projekt im Niedersächsischen Landtag am 4.6.2007: »In der konkreten Begegnung liegt die Chance zur Veränderung. Was auf Islamkonferenzen, sei es in Berlin oder anderswo, verhandelt wird, ist das Eine. Das Andere ist die Begegnung von Mensch zu Mensch. Dies ist das Feld der evangelischen Kirche. Die hannoversche Landeskirche nimmt hiermit in Niedersachsen (und vielleicht sogar bundesweit) eine Vorreiterrolle ein, indem sie in der Fläche die erforderlichen Prozesse anstößt, im städtischen wie im ländlichen Raum. Die evangelische Kirche leistet damit, was keine staatliche Einrichtung leisten kann (– und was auch von keiner Islamkonferenz zu erwarten ist). Aktive Toleranz, eigene, begründete Positionen und kritischer Dialog sind unverzichtbar für das Zusammenleben in einer Gesellschaft. So trägt die Begegnung direkt bei zur Überwindung von Ausgrenzung und von Selbstausgrenzung – Ausgrenzung und Selbstausgrenzung sowohl auf christlicher als auch auf muslimischer Seite.«

Mehmet Cetin, Religionsattaché und Mitglied der Generalversammlung der DITIB, zum Projekt im Niedersächsischen Landtag am 4.6.2007: »Reden zu können, zuhören zu können und sich gegenseitig verstehen zu können sind vielleicht die Schlüsselwörter für die Problemlösung. Das türkische Sprichwort „Der Mensch ist Feind dessen, was er nicht kennt« besagt, dass der Mensch durch Unwissen dazu ver-

leitet werden kann, Dinge, Personen, aber auch Gesellschaften zu meiden und ihnen gegenüber Feindschaft zu entwickeln. Das Zauberwort ›Dialog‹ kann heute nur durch ein ›Miteinander reden‹ geführt werden. Reden, aber wie? Handelt es sich hierbei um ein Gespräch zwischen dem Starken und dem Schwachen? Zwischen dem Befehlenden und dem Befehlsempfänger? Oder ist es vielmehr ein Gespräch zwischen zwei gleichgestellten Personen, die sich gegenseitig nicht verachten und kein Misstrauen hegen? Welche dieser beiden Alternativen bringt uns voran? Befehlen und Argwohn empfinden sind zwei Faktoren, die das wichtige Gefühl des Vertrauens zerstören. Solange Menschen nicht einander vertrauen, wird das bloße Reden sie nicht weiterbringen.«

*2. Räume der Begegnung und des Dialogs,
des Vertrauens und der Auseinandersetzung – die Durchführung*

Die Ausstellung wurde innerhalb von drei Jahren an 30 Orten Niedersachsens präsentiert. Die Ausstellungsdauer betrug durchschnittlich drei Wochen. So konnte auch Gruppen und Schulklassen ein intensiver Zugang ermöglicht werden.

*

Die Ausstellungsorte von August 2004 bis Juni 2007:

- | | |
|-------------------------|--|
| 1. Hannover-Linden | St. Martin Kirche |
| 2. Holzminden | Lutherkirche |
| 3. Rinteln | Schulzentrum |
| 4. Aurich | Kreishaus |
| 5. Zeven | St. Viti Kirche |
| 6. Papenburg | Volkshochschule Papenburg |
| 7. Uchte | Evangelische Kirche Uchte |
| 8. Northeim | St. Sixti Kirche |
| 9. Barnstorf | Evangelische Kirche |
| 10. Hannover | Deutscher Evangelischer Kirchentag |
| 11. Grafschaft Bentheim | Kloster Frenswegen,
VHS Nordhorn u.a. |

12. Loccum	Evangelische Akademie Loccum
13. Hannover-Nordstadt	Christuskirche
14. Garbsen	Willehadikirche
15. Bemerode	St. Johannis Kirche
16. Bad Münder	Foyer des Martin-Schmidt-Saales
17. Hermannsburg	Ludwig-Harms-Haus
18. Gehrden	Rathaus Gehrden
19. Rotenburg	Foyer des Rathauses
20. Lingen	Christuskirche
21. Winsen-Luhe	St. Jakobus Kirche
22. Cuxhaven	St. Gertrud Kirche / Döse
23. Nienburg	Theater auf dem Hornwerk
24. Hildesheim	St. Jakobi Kirche
25. Göttingen	St. Johannis Kirche
26. Lüneburg	Foyer der Uni-Bibliothek
27. Hameln	Berufsbildende Schulen
28. Emden	Kulturbunker Barenburg
29. Osterode	Berufsbildende Schulen
30. Hannover	Niedersächsischer Landtag

*

Von Juni 2007 bis Ende 2008 wird die Ausstellung bundesweit in 17 Orten präsentiert, einschließlich des Deutschen Evangelischen Kirchentages in Köln und des Katholikentages in Osnabrück.

Die Übersicht der Ausstellungsorte im Bereich der hannoverschen Landeskirche zeigt, dass die Ausstellung in religiös geprägten Häusern, in politisch geprägten Räumen und in Bildungsinstitutionen zu Gast war: in Kirchen, Kulturzentren, Schulen, Rathäusern und zum Abschluss im Niedersächsischen Landtag.

Bemerkenswert ist die überkonfessionelle und muslimische Rezeption und Mitarbeit schon im Vorfeld. So waren im Verlauf zahlreiche katholische Gemeinden und in fast allen Orten eine oder mehrere Moscheegemeinden in den Trägerkreisen beteiligt. Die Arbeitsstelle Islam und Migration war durch ihren Leiter oder die zuständige Mitarbeiterin bei der jeweiligen Eröffnung oder im Begleitprogramm präsent. Die Dialogbeauftragten der Bistümer Hildesheim und Osnabrück waren im Rahmen der örtlichen Begleitprogramme mehrfach als Referenten eingeladen.

Zur Eröffnung im August 2004 in Hannover-Linden, einem Stadtteil, der stark durch Muslime geprägt ist, sprachen u.a. Lan-

desbischöfin Dr. Käßmann, Religionsattaché Acar und der Vorsitzende der Schura Niedersachsen Herr Altiner sowie die Ausländerbeauftragte des Landes Niedersachsen Frau Erpenbeck. Nach drei Jahren des ständigen Wachstums wurde die Ausstellung erstmals komplett im Niedersächsischen Landtag gezeigt und durch Landtagspräsident Gansäuer eröffnet. Grußworte sprachen der Vizepräsident des Landeskirchenamts Herr de Vries und der Religionsattaché Herr Cetin. So konnten allein schon durch den Auftakt und den Abschluss symbolische Orte für die Begegnung und öffentliche Auseinandersetzung besetzt und Repräsentanten aus den Bereichen Religion und Gesellschaft gewonnen werden. Auch in allen anderen Veranstaltungsorten waren Verantwortliche unter anderem aus Kirche und Moschee, Politik und Verwaltung, Wirtschaft und verschiedenen Verbänden bei der Eröffnung oder bei Begleitveranstaltungen präsent. So wurden auf Initiative der evangelischen Kirche in jedem Ort Christen und Muslime sowie Verantwortliche aus Politik und Gesellschaft aktiviert und zusammengeführt.

*

Die Homepage zum Projekt wurde zeitnah für jeden Veranstaltungsort mit Ausstellungstafeln und Begleitprogramm aktualisiert. Zum Teil sind Grußworte und Diskussionsbeiträge eingestellt worden. Damit war es allen Beteiligten und Außenstehenden möglich, den lokalen Beitrag im größeren Kontext des Projekts zu sehen (*www.kirchliche-dienste.de/gesichter-des-islam*).

*

Die Ausstellung und die Begleitprogramme haben mehrere zehntausend Menschen direkt erreicht. Die Veranstalter in Göttingen zählten beispielsweise ca. 1000 Einzelbesucher und 13 Schulklassen.

In den 30 Orten wurden rund 160 Begleitveranstaltungen durchgeführt. Durchschnittlich waren es über fünf Veranstaltungen pro Ort – fast zwei Veranstaltungen pro Woche bei einer durchschnittlichen Ausstellungsdauer von drei Wochen pro Ort.

Mit den Begleitprogrammen wurden im Zuge des Projekts Räume der Begegnung geschaffen: Räume der Begegnung für offene und durchaus kritische Fragen und Antworten. Räume, die

Vertrauen schaffen und die Differenzen zulassen. Räume, in denen christliches und muslimisches Profil deutlich wird. Räume, in denen Chancen und Grenzen für das Zusammenleben in einer Gesellschaft bedacht werden.

So konnte durch das Projekt in aller Regel erreicht werden, dass nicht nur »über die Anderen« geredet wird. Gegenseitige Fremdwahrnehmung und Selbstwahrnehmung wurden thematisiert. Authentisch gelebter Glaube von Christen und Muslimen kam ins Gespräch. Dies konnte dazu beitragen, pauschale Urteile zu bearbeiten und auch zu überwinden.

Die Themen der Begleitprogramme variierten je nach Interesse und Bedarf in der örtlichen Situation: von gemeinsamen Frauenfrühstücken über thematische Vorträge, Podiumsdiskussionen, Christen und Muslime in Film, Literatur und Kabarett. Mehrfach fanden gegenseitige Besuche in Kirche und Moschee statt sowie Einladungen zum Adventskaffee und Einladungen zum Fastenbrechen. Fast ausnahmslos wurde um die Durchsetzung von Grund- und Menschenrechten gerungen und gestritten, besonders um die Durchsetzung der Religionsfreiheit, um zum Teil religiös motivierte oder legitimierte Gewalt und um das Verhältnis von Frauen und Männern.

*

Eine Auswahl der Begleitprogramme

Vorträge

- Friedens- und Hoffnungsbilder im Islam
- Shalom – Frieden – Salam
Die drei Buchreligionen und ihr Beitrag zum Frieden
- Bibel und Koran. Was bedeuten euch die heiligen Schriften?
- Jesus im Koran
- Islam und Christentum. Gemeinsamkeiten und Differenzen
- Der Mensch und seine Verantwortung
Menschenbild und Weltverantwortung im Islam
- Umgang mit Sterben, Tod und Trauer
im Christentum und Islam
- Wie bereichern wir Muslime die deutsche Gesellschaft?
- Kopftuch und Minirock
Perspektiven für das Zusammenleben
- Familie – Kinder – Erziehung

Begegnung und Diskussion

- Muslime in der Schule. Islamischer Religionsunterricht, Klassenfahrten, Feiertage, Sportunterricht
- Als Muslime in Deutschland, Gesprächsabend
- Begegnungen mit dem Islam. Schülerinnen und Schüler im Gespräch mit einer islamischen Theologin
- Ich erzähle dir aus meinem Leben. Junge Muslime erzählen

Kunst und Kultur

- Filmvorführungen mit Nachgespräch: Yasmin, Gegen die Wand, Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran
- Workshop Kalligraphie
- Kreative Schreibwerkstatt
- Literaturnachmittag mit Tee und Musik
- Deutsch-türkisches Kabarett
- Abend der Begegnung in der Moschee
- Fest der Kulturen
- Christlich-muslimisches Fest im Kindergarten
- Interkulturelles Frauenfrühstück
- Multireligiöse Feier

*

Die Durchführung des Ausstellungsprojekts wurde durch die gewachsenen Beziehungen und durch die Zusammenarbeit von Vertretern/innen der hannoverschen Landeskirche mit Muslimen auf den unterschiedlichen Ebenen gefördert: angefangen bei den Gemeinden bis hin zu gemeinsamen Pastoralkollegs von Pastoren/innen und Imamen, den jährlichen Foren zur Begegnung von Christen und Muslimen in Niedersachsen und auch den regelmäßigen Gesprächen zwischen der Landesbischöfin mit Vertretern/innen der muslimischen Verbände etc.

Die Arbeitsstelle Islam und Migration hat die örtlichen Veranstalter in der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung persönlich begleitet. Außerdem wurde durch die Arbeitsstelle im Kontext des Ausstellungsprojekts unter anderem religionspädagogisches Material für Schulen und für die Erwachsenenbildung erarbeitet.

*

Weiterführendes Material für Kirchengemeinden und Schulen: SO FREMD – SO NAH. DIALOG ZWISCHEN CHRISTENTUM UND ISLAM, hg. von Christoph Dahling-Sander, Bärbel Husmann und Heike Scheiwe im Auftrag des Hauses kirchlicher Dienste und des Religionspädagogischen Instituts, Hannover/Loccum 2005, 120 S.; SCHRITTE GEHEN – AUF EINANDER ZU. POSITIONEN, PROJEKTE, ANREGUNGEN FÜR CHRISTLICH-MUSLIMISCHE BEGEGNUNGEN, hg. vom Haus kirchlicher Dienste und der Informations- und Pressestelle der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers (verantwortlich: Christoph Dahling-Sander und Christian Weisker), Hannover 2006, 104 S.; »WARUM BETEN WIR EIGENTLICH NICHT ZUSAMMEN?« GOTTESDIENSTE UND RELIGIÖSE FEIERN IM MULTIRELIGIÖSEN SCHULKONTEXT, hg. vom Landeskirchenamt der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Hannover 2007, 48 S.; VERSTÄNDIGUNG IM KONFLIKT. POSITIONEN ENTWICKELN FÜR DAS ZUSAMMENLEBEN VON CHRISTEN UND MUSLIMEN, Christoph Dahling-Sander, Susanne Benzler und Friedrich Holze: hg. von der Evangelischen Erwachsenenbildung Niedersachsen, Haus kirchlicher Dienste u. a. (Arbeitshilfe der EEB Niedersachsen 10), Hannover 2007, 106 S.

*

Die jeweilige lokale und die überregionale Presse haben ausführlich berichtet. Die Berichterstattung füllt einen breiten Ordner. Selbst Artikel aus der iranischen und türkischen Presse würdigten das Projekt. Des Weiteren berichteten verschiedene Rundfunk- und TV-Sender.

Das Niedersächsische Ministerium für Inneres und Sport hebt das Ausstellungsprojekt im Bericht seines Integrationsforums als gelungene Maßnahme hervor. In Ägypten wurde das Projekt bei einer internationalen Fachkonferenz als Beispiel für eine gelingende Förderung zivilgesellschaftlichen Engagements für das Zusammenleben von deutscher und ägyptischer Seite gewürdigt.

3. Spuren, die weiterführen – die unmittelbare und mittelfristige Wirkung

Die örtlichen Veranstalter wurden 1½ Jahre nach Ausstellungsende mit einem Fragebogen zur Nachhaltigkeit des Projekts befragt. Zurzeit liegen über zwei Drittel der Rückmeldungen vor.

Das Projekt wurde in aller Regel als hilfreich wahrgenommen, um Kontakt zu Moscheegemeinden zu knüpfen. Bemerkenswert ist, dass knapp $\frac{3}{4}$ der Trägerkreise auch nach 1½ Jahren existieren, wenn auch zum Teil mit personellen Veränderungen und Schwierigkeiten, den Kontakt zur Moscheegemeinde zu halten. Dies lässt vermuten, dass die Arbeit mit der Ausstellung in der Vorbereitung und Durchführung die Beteiligten über den Projektzusammenhang inhaltlich und auch menschlich zusammengeführt hat.

Über vier Fünftel der Befragten gaben an, dass sie selbst und die Besucher/innen der Ausstellung und des Begleitprogramms neue Einblicke in die Religion des Islam und den gelebten Glauben von Muslimen erhalten haben. Dies geht im Ergebnis einher mit der Einschätzung, dass Vorurteile gegenüber dem Islam und Muslimen abgebaut werden konnten. Dass die Ausstellung selbst zum Teil als zu textlastig wahrgenommen wurde, tut diesem Ergebnis offensichtlich keinen Abbruch. Immerhin hat die Hälfte der Befragten geäußert, dass sie selbst bzw. die Besucher/innen neue Zugänge zum eigenen (christlichen) Glauben und neue Wahrnehmungen in der eigenen (christlichen) Tradition gefunden haben.

Über $\frac{3}{4}$ der Befragten führen auch weiterhin konkrete Maßnahmen durch bzw. planen solche. Die nach der Ausstellung bereits durchgeführten Maßnahmen bieten wie schon bei den Begleitprogrammen zur Ausstellung eine große Spannweite.

*

*Maßnahmen, die in Folge der Ausstellung
in verschiedenen Orten durchgeführt wurden:*

- regelmäßige Gesprächsabende zu christlich-islamischen Themen
- Gründung von christlich-muslimischen Frauengruppen
- Begegnungen im Kontext des Konfirmandenunterrichts mit muslimischen Jugendlichen
- ein gemeinsames Theaterprojekt von christlichen und muslimischen Jugendlichen
- gegenseitige Einladungen zum Iftar und Erntedank-Fest bzw. Advent
- multireligiöse Einschulungsfeiern
- regelmäßige Gesprächskontakte zwischen Leitung der Kirchen- und Moscheegemeinde, zum Teil mit Bürgermeister

- Verabredungen zu gegenseitigen Besuchen bei Einführungen von gemeindeleitenden Personen/Amtspersonen
- Wanderungen von Mitgliedern der Kirchen- und Moscheegemeinde
- seitens der Kommunen Deutsch-Kurse und PC-Kurse für Migranten/innen sowie Schwimmkurse für muslimische Frauen

*

Verschiedene Befragte formulierten ihren Bedarf an weiteren Informationen und umzusetzenden Maßnahmen für Kirchengemeinden in der Begegnung mit Muslimen. Diesem konnte bereits durch die Veröffentlichung der Arbeitshilfen »Schritte gehen – aufeinander zu. Positionen, Projekte, Anregungen für christlich-muslimische Begegnungen« und »Verständigung im Konflikt. Positionen entwickeln für das Zusammenleben von Christen und Muslimen« (s.o.) während der dreijährigen Projektphase entsprochen werden. Weitere Befragte wünschten sich gezielt Material für die Arbeit mit Jugendlichen, speziell mit Konfirmanden/innen. Zumindest für Jugendliche wird inzwischen das Tournee-Theaterprojekt zum christlich-islamischen Dialog »Die göttliche Odette« angeboten. Das Stück wurde im Auftrag der Arbeitsstelle Islam und Migration durch den Berliner Autor Rolf Kemnitzer geschrieben und wird von Oktober 2007 bis Dezember 2008 an 50 Orten in Niedersachsen durch das Klecks-Theater Hannover aufgeführt.

*

»Die göttliche Odette«: Das Tournee-Theaterprojekt für Jugendliche arbeitet im Sinne einer vorurteilsbewussten Bildung und bringt Jugendliche ins Gespräch über ihren Glauben, ihre Hoffnungen und Ängste. Religiöse und kulturelle Vielfalt und damit einhergehende Chancen, Differenzen und Grenzen werden direkt angegangen. Mehr dazu unter: www.goettliche-odette.de.

*

Die Antworten zeigen, dass das Projekt positive Spuren hinterlassen hat, die weiterführen. Es gab aber auch Konflikte während

der Projektphase. Nicht allen Frauen war es möglich, sich porträtieren zu lassen und damit öffentlich aufzutreten. Zwei Porträts mussten anonymisiert werden, weil aus dem Lebensumfeld der Frauen Kritik laut wurde. Eine Frau aus Zeven zog im letzten Moment ihr Porträt zurück, weil sie in ihrer Familie unter Druck geriet. Der Hintergrund ist nach wie vor beunruhigend: Wenige Tage vor der Eröffnung wollte sie ihr Gesicht nicht mehr öffentlich zeigen. Denn nach dem Mord an Theo van Gogh gab es im Herbst 2004 in den Niederlanden Übergriffe auf Muslime und Moscheen. Die porträtierte Frau fürchtete, dass die Unruhen auf Deutschland übergehen. Sie hatte Angst, dass im Zuge der Ausstellung ihr und ihrer Familie Gewalt angetan wird.

Solche Angst vor Gewalt unter Muslimen war oft zu beobachten. Das ist nicht unbegründet: Fremdenhass und Rassismus widerfuhr auch dem Projekt. So wurden beispielsweise in Hannover-Nordstadt ausländerfeindliche, antiislamische Flugblätter unter das Ausstellungsmaterial gestreut.

Zugleich war unter Nichtmuslimen immer wieder Angst vor »dem Islam« wahrzunehmen. Dies wurde gefördert durch die Debatte über Terror und Gewalt im politischen und gesellschaftlichen Kontext.

Die Ausstellung und das Begleitprogramm haben mancherorts als Katalysator gewirkt. An einigen Orten gab es auch innerhalb der christlichen bzw. der muslimischen Gemeinden Auseinandersetzungen. Bei alledem ist jedoch festzuhalten: Diese Konflikte waren in der Regel hilfreich. Vorbehalte, die sonst eher im Kleinen rausgepoltert werden, konnten so in öffentliche Diskussionen überführt werden. Einige von denen, die sonst nicht unbedingt an einem Tisch sitzen, kamen zusammen.

Es hat sich gezeigt, dass zur Überwindung von Ängsten sowie von Rassismus – innerhalb von Kirchen- und Moscheegemeinden – die Vorbehalte, Vorurteile und kritischen Punkte ausgesprochen werden müssen. Ebenso sind nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern auch theologische und ethische Differenzen zu benennen. Sie zu kaschieren, schadet langfristig. Christen und Muslime haben sich in den örtlichen Trägerkreisen in der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung dieser Herausforderung gestellt. Ihre Zusammenarbeit hat vielfach neues Vertrauen geschaffen. Als Christen und Muslime wurden sie durch das Projekt »Gesichter des Islam. Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern« ermutigt, gemeinsam für ein friedliches Zusammenleben einzutreten. Und das wirkt weiter.

Barbara Janocha

Islam im Alltag

*Biografien muslimischer Frauen inmitten
von Anpassung, Rückzug und Transformation*

Die pluralistische Gesellschaft Deutschlands zeichnet sich dadurch aus, dass Menschen verschiedener Religion und Kultur das Gemeinwesen bilden. Das Zusammenleben ist getragen durch die Verfassung und das Grundgesetz als Basis für die unterschiedlichen Werte und Normen jedes Einzelnen. Es ist die Aufgabe eines Jeden, sich mit den jeweils anderen Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuchen auseinander zu setzen, um die Lebenswelt und Situation seiner Nachbarn, Arbeitskollegen, Freunde zu verstehen. Hierbei spielen sowohl kognitive als auch emotionale Prozesse eine besondere Rolle. Dies gilt sowohl für die Mehrheit als auch für die Minderheit. Durch die Übernahme oder die Ablehnung anderer Werte verändert sich die Sicht auf das Ganze und damit das Bild der Gesellschaft.

Am Beispiel des Ausstellungsprojektes »Gesichter des Islam. Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern« will ich dies verdeutlichen. Das Projekt fand in dem Zeitraum 2004 – 2007 statt. Träger war die Arbeitsstelle Islam und Migration im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers.

1. Muslime in christlich geprägten Gesellschaften

Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass Muslime auf Dauer in den christlich geprägten säkularen Ländern des Westens leben. In Deutschland sind es im Jahre 2008 ca. 3,4 Millionen Muslime. Ein Rückgriff auf eine alle verbindende Kultur und Religion ist nicht gewährleistet. Die Menschen sind herausgefordert, ihre Werte und Normen der Herkunftskultur mit ihrer Lebensrealität in Einklang

zu bringen, um einen Platz in der bundesdeutschen Gesellschaft zu finden.¹

Frauen und Männer, die sich zum Islam gehörig fühlen, beziehen ihre Werte und Normen aus dem Koran, der göttlichen Offenbarungsschrift der Muslime. Ebenso dienen die Lebensgewohnheiten des Propheten Muhammad und dessen Aussprüche (die Sunna und die Hadithe) zur Lebensorientierung im Alltag. Darunter fallen auch die Regeln des Zusammenlebens in Familie und Gesellschaft, die sich zum größten Teil aus diesen Quellen ableiten: Die Rolle von Frau und Mann und deren Rechte und Pflichten, der Respekt vor den Älteren, das Zurückstehen des Einzelnen hinter dem Kollektiv, das weltumspannend die islamische Umma ausmacht. Durch die enge Verzahnung von Religion und Kultur ist das alltägliche Leben auch von der Herkunftskultur geprägt.

Idealtypisch war die Erziehung der muslimischen Mädchen darauf ausgerichtet, ihre Rolle in der islamischen Gesellschaft zu übernehmen, denn im klassischen Verständnis war die Frau zuständig für den Haushalt, die Familie und die Erziehung der Kinder. Ihre gute Haushaltsführung mehrte die Ehre der Familie. Das heranwachsende Mädchen sollte seine »Reize bedecken« (Sure 24,31). Die männlichen Verwandten achteten auf ein sittliches Verhalten und wachten streng über die weiblichen Familienmitglieder. Sexuelle Freizügigkeit wurde strengstens verworfen; die Braut sollte Jungfrau sein.² Nicht selten entschieden in diesem Verständnis die Familien über eine Eheschließung und nicht die Braut und der Bräutigam.

Diese Art der Erziehung und der Wertevorstellungen stoßen in Deutschland an ihre Grenzen. Sowohl die Elterngeneration als auch die Kinder und Jugendlichen lernen in Kindergarten, Schule oder am Arbeitsplatz Lebensregeln kennen, die diesen überlieferten Werten konträr entgegen stehen, z. B. die Rolle der Frau in der Öffentlichkeit oder der freizügige Umgang zwischen den Geschlechtern.

1 Jahrhunderte galt im Islam die Regel, dass Muslime nur ausnahmsweise in nichtmuslimischen Gesellschaften leben sollten, denn nur in islamischen Ländern war gewährleistet, dass die Gläubigen ein dem Islam gemäÙes Leben führen konnten. Durch Konversion bedingt gibt es ebenso Muslime, die mit einem christlichen Hintergrund oder einer nichtreligiösen Anschauung aufgewachsen sind und die somit nie in einer islamisch geprägten Gesellschaft gelebt haben.

2 Vgl. zum Familienleben im Islam: Annemarie Schimmel, Islam, in: Vielfalt der Religionen, hg. von Peter Antes, Hannover 2002, S. 192-195.

Muslimische Frauen, die sich im Rahmen des Ausstellungsprojekts »Gesichter des Islam« zu ihrem Leben in Deutschland geäußert haben, erzählen, wie sie ihr Leben in der Mehrheitsgesellschaft führen, wonach sie sich ausrichten und wie sie sich selbst verändert haben. Jede Einzelne ist vor die Aufgabe gestellt, die Leistung zu vollbringen, die überlieferten Werte und Normen der Herkunftstradition mit den Werten und Normen der Mehrheitsgesellschaft miteinander zu vereinbaren. Es geht auf der einen Seite darum, die eigene Lebensqualität zu erhöhen und sich andererseits konstruktiv in die umgebende Gesellschaft einzubringen und an ihr teilzuhaben. Dies kann dem Individuum nur gelingen, wenn es bereit ist, die überlieferten Werte und Lebensregeln zu hinterfragen, um sie in einem Prozess der Neuorientierung zu verwerfen oder in die neu entstehende Lebenswelt zu integrieren. Im Idealfall ist dann eine Transformation gelungen, die zwischen dem Früher und dem Jetzt vermittelt.

Die Integrationsdebatte der letzten Jahre hat deutlich gemacht, dass Integration eine Bewegung auf beiden Seiten bedeutet: derjenige, der einen Platz in der Gesellschaft sucht, muss diesen auch angeboten bekommen und sich willkommen fühlen.³ Diese beiderseitige Öffnung ist notwendig, um stabile Persönlichkeiten zu entwickeln, die sich ihrer selbst sicher sind.

Für die Persönlichkeitsentwicklung dagegen ungünstig ist in diesem Prozess, wenn die Angst vor Neuem und Fremdem und die gleichzeitig fehlende Möglichkeit, dies kennen zu lernen, zum Rückzug auf das Eigene führt. Das andere Extrem zeigt sich in der vollständigen unkritischen Anpassung an die bestehenden Verhältnisse der Mehrheitsgesellschaft. Im Folgenden werde ich diese drei Entwicklungsrichtungen kurz skizzieren:

a) Transformation

Eine erfolgreiche Transformationsleistung gelingt dem Individuum, wenn es die Normen der neuen Heimat mit der eigenen Vergangenheit verbindet. Die veränderten »Handlungs-, Lebens- und

3 Z. B. brauchen Jugendliche eine gleichberechtigte Chance auf dem Arbeitsmarkt; ein Moscheeverein, der Geld für einen Moscheebau gesammelt hat, will diesen Bau begrüßt wissen.

Denkmöglichkeiten«⁴ werden dabei in die Persönlichkeit integriert. Verhaltensmuster werden neu erfunden und gestaltet. Sie setzen sich zusammen aus den überlieferten Werten, Normen und Traditionen der Herkunftskultur und den im aktuellen Lebenskontext erfahrenen Werten und Normen.

b) Rückzug

Die überlieferte Herkunftskultur und die angestammten Werte behalten in der fremden Umgebung ihre uneingeschränkte Gültigkeit. Der Rückzug auf das Eigene geht einher mit der Ablehnung des Fremden. Dieser Entscheidung ist eventuell eine Zeit der Auseinandersetzung vorausgegangen. Zumeist kommt es noch zu einer Überhöhung der eigenen Werte, die eine weitere Abgrenzung zum anderen mit sich bringt. Im Extremfall entstehen Parallelgesellschaften, die ohne jegliche Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft funktionieren. In dieser selbst gewählten Isolation nehmen Menschen die Lebensart der Mehrheit nicht mehr positiv wahr. Es wird nicht länger geprüft, ob einzelne Werte in das eigene Leben aufgenommen werden können.

c) Anpassung

Die Anpassung, in der Soziologie auch als Assimilation bezeichnet, führt zu einer vollständigen Aufgabe der Herkunftskultur. Sie wird nur noch gering geschätzt und wird für die Schwierigkeiten der Integration verantwortlich gemacht. Eine vollständige Anpassung an die umgebende Mehrheitsgesellschaft ignoriert auch die positiven und wertvollen Anteile der überlieferten Lebensart und beraubt das Individuum so auch eines wichtigen Anteils seiner Erinnerungskultur und seiner persönlichkeitsbildenden Familiengeschichte.

Im nächsten Abschnitt führe ich in das Ausstellungsprojekt »Gesichter des Islam« ein, um danach die Aussagen der Frauen exemplarisch vorzustellen und diese unter Berücksichtigung der oben aufgenommenen Begriffe einzuordnen.

⁴ Vgl. Gottfried Orth und Hilde Fritz, »... und sei stolz auf das, was du bist«. Muslimische Jugendliche in Schule und Gesellschaft, Stuttgart 2007, hier im besonderen S. 74.

2. Das Ausstellungsprojekt

Das Ausstellungsprojekt »Gesichter des Islam. Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern« der Arbeitsstelle Islam und Migration im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers findet Antworten auf die Frage, wie Frauen (und einigen Männern) islamisches Leben in einer christlich-geprägten Lebenswelt gelingt. In diesem Zusammenhang entstand zwischen 2004 und 2007 eine Sammlung von Interviews, in denen muslimische Frauen über sich und ihr Leben in Deutschland erzählen. Alle Interviews sind nachzulesen auf der Homepage www.kirchliche-dienste.de/gesichter-des-islam.

Der Trägerkreis

An jedem der dreißig Orte in Niedersachsen, die an dem Projekt teilnahmen, gründete sich ein Trägerkreis. Dieser bestand häufig aus Vertretern der evangelischen Kirchengemeinde und des ansässigen Moscheevereins. Auch Verantwortliche der katholischen Kirche und aus dem Umfeld der Kommunen, Schulen und anderer Bildungsträger waren beteiligt. An einigen Orten existierten bereits interreligiöse Gesprächskreise, die sich zum Ziel gesetzt hatten, den christlich-muslimischen Dialog zu fördern.

Eine Aufgabe in dem Projekt lautete, (möglichst) eine muslimische Frau zu finden, die bereit war, sich zu ihrem persönlichen Leben und ihren Erfahrungen in Deutschland befragen zu lassen. Dabei waren sich die Frauen – gerade auch in kleineren Orten – bewusst, dass ihre Aussagen repräsentativ für den Ort stehen würden.

Das Interview und die Porträtafeln

Das Gespräch führten an dem jeweiligen Ort Mitglieder des Trägerkreises in Deutsch. Mal kannten sich die Interviewpartner – u. U. war dadurch eine größere Offenheit gegeben –, mal waren sie sich unbekannt. Die Interviews waren in der Regel angelehnt an qualitative Leitfadeninterviews, die in einer offenen Gesprächssituation stattfanden. Es gab einen Fragenkatalog, der richtungsweisend war, aber nicht unbedingt verwendet werden musste.

Inhaltlich wurden drei große Bereiche in den Blick genommen: Die Frauen⁵ schildern, was ihnen der Islam und ihre Tradition bedeuten. Sie äußern sich, wie sie Kirche und Christen erleben. Ebenso berichten sie von ihrem Leben in einem christlich geprägten Land und sie antworten auf die Frage, was Christen von Muslimen und Muslime von Christen lernen können.

Die Interviews werfen ein Schlaglicht auf die Situation muslimischer Frauen, die in Niedersachsen in der Stadt oder auf dem Land leben. Die entstandenen Texte erheben keinen repräsentativen Anspruch, dennoch geben sie einen tiefen Einblick in den Alltag und die Lebensentwürfe aus muslimischer Perspektive.

Einige Interviews waren sehr intensiv und ausführlich, so dass der gesamte Text für die Ausstellung auf die wesentlichen Aussagen reduziert wurde. Ebenso galt es einen Kernsatz⁶ auszuwählen, der repräsentativ für die Interviewaussagen stehen konnte. Um die Individualität der Aussagen grafisch noch zu verstärken, wurde die persönliche Handschrift der Frauen auf einem weißen Blatt als Hintergrund verwendet. Fotos aus dem jeweiligen Ort und dem persönlichen Umfeld der Interviewten illustrieren die Porträttafeln. Jede dargestellte Frau willigte ein, dass ihr Porträt an den nachfolgenden Orten und im Internet ausgestellt werden konnte. Von Ort zu Ort wuchs die Anzahl der Interviews, mit ihren vielfältigen und sehr persönlichen Aussagen, so dass in den folgenden Orten immer zahlreichere Porträttafeln zur Verfügung standen.

Die Frauen, die sich für ein Interview zur Verfügung stellten, hatten eines gemeinsam: Allen war ihre Religion, der Islam, oder die damit verbundene Kultur in irgendeiner Hinsicht wichtig. Was das Alter anging, die Schulbildung, die Aufenthaltsdauer in Deutschland, die Herkunftsländer, die Stellung zum Kopftuch – hierin unterschieden sie sich in ihren Biografien und Lebenszusammenhängen in hohem Maße.

Es wurden insgesamt 28 Frauen im Alter von 20 – 60 Jahren interviewt (Jahrgang 1940 – 49: 1; Jg. 1950 – 59: 2; Jg. 1960 – 69: 6; Jg. 1970 – 79: 11; Jg. 1980 – 89: 8; zwei Frauen haben das Alter nicht angegeben). Mindestens acht Frauen haben ihr Studium abge-

5 Da im Ausstellungsprojekt besonders die Frauen zu Gehör kommen sollten, werde ich im folgenden auch nur die Aussagen und die Situationen der Frauen berücksichtigen.

6 Die Kernsätze der Interviews sind am Ende dieses Artikels aufgelistet.

geschlossen oder sind noch am Studieren. Zwei gaben an, das Abitur zu haben. In einem Ausbildungsberuf tätig sind neun Frauen. Eine Frau besitzt eine Änderungsschneiderei. Als Hausfrau bezeichnet sich eine der Interviewten. Die Hälfte der Frauen (14) trägt das Kopftuch, die andere Hälfte nicht (14).

Fast zwei Drittel der Interviewten sind türkischstämmig. Von diesen wurden fünf Frauen in Deutschland geboren. Die anderen kamen als Kinder oder erst im Erwachsenenalter nach Deutschland. Das andere Drittel setzt sich zusammen aus Frauen, deren Familien aus Afghanistan (2), Bosnien (1), Irak (1), Iran (1), Libanon (3) oder Montenegro (1) stammen.⁷ Die Frau mit iranischem Hintergrund und zwei aus dem Libanon zählen sich zur schiitischen Glaubensrichtung.⁸

Es war für die Interviewer oft nicht leicht, eine Frau zu finden, die bereit war, sich den Interviewfragen zu stellen. Manche lehnten bei der Anfrage ab, da sie sich nicht in der Lage sahen, zum gelehrten Islam Auskunft zu geben. Sie verwiesen auf den Hodscha, den Imam oder den Moscheevorstand. Für einige war es unvorstellbar, sich mit den eigenen Ansichten herauszuheben aus der muslimischen Gemeinde und repräsentativ für einen Ort wahrgenommen zu werden. Um diesem Effekt entgegen zu wirken, wurden an manchen Orten zwei Frauen oder auch eine Frau und ein Mann interviewt. Die liberalen, weltoffenen, vielleicht auch kritischen Aussagen einer muslimischen Frau, die z. B. das Kopftuch als unmodern ablehnt, werden in der Fülle relativiert, etwa durch das Interview mit einer konservativ eingestellten Frau.

Da viele Kontakte über eine Moscheegemeinde vor Ort hergestellt wurden, ist es nicht allzu erstaunlich, dass die überwiegende Zahl der Frauen religiös ist und ihnen der Islam sehr wichtig ist. So wurden viele Frauen befragt, die zur Familie des Moscheevorstandes gehörten, oder andere, die ehrenamtlich im Moscheeverein tätig sind oder sich diesem eng verbunden fühlen. Hierin gründet, dass Muslime, die sich nur noch aus Tradition zum Islam gehörig fühlen, ansonsten aber sehr säkular leben und ihre angestammte Religion kaum bis gar nicht praktizieren, nicht in erster Linie für

7 Einer der männlichen Interviewten kommt als Flüchtling aus der Elfenbeinküste.

8 Selbst unter der kleinen Gruppe der Schiitinnen zeigt sich keine Homogenität: Zwei schiitische Frauen tragen das Kopftuch, eine aus dem Libanon kommend nicht.

ein Interview von der Moscheegemeinde ausgewählt wurden. Auf der anderen Seite finden sich aber auch Frauen, die sich kaum mit einer Moscheegemeinde verbunden fühlen. Ihre Aussagen führten wieder zu innerislamischen Debatten.

Auswirkungen auf die Ausstellung hatten auch Vorkommnisse, die national und international für Aufregung sorgten. Im Herbst 2004 wurde der niederländische Regisseur Theo van Gogh ermordet. Er hatte durch einen islamkritischen Film den Hass eines muslimischen Extremisten auf sich gezogen. In der Folge gab es Angriffe auf Moscheen und Kirchen in den Niederlanden, die Gewalt drohte auf die europäischen Nachbarländer überzugreifen. Eine Frau, die in einer Kleinstadt in Niedersachsen lebt, fürchtete deshalb um sich und ihre Familie, wenn sie sich im Interview öffentlich zu ihrem islamischen Glauben bekennen würde. Auch das Angebot, ihre Aussagen zu anonymisieren, lehnte sie ab. Zu groß schien ihr die Gefahr, in dem kleinen Ort dennoch erkannt zu werden, zumal ihr Mann sich gerade selbständig machen wollte. Er wollte einen Imbiss eröffnen. Seine Frau hatte Angst, dass Islamgegner Molotowcocktails in den Laden werfen würden. Sie zog ihre Bereitschaft letztlich zurück.

Im Folgenden werde ich einige der Aussagen der Interviews systematisieren und exemplarisch vorstellen. Dabei greife ich zurück auf die oben genannten Kategorien Transformation, Rückzug und Anpassung.

3. Die Interviewaussagen

Das Interview umfasste drei Themenbereiche:

1. Der eigene Glaube und die Tradition;
2. die Wahrnehmung von Christen und Christinnen und die Assoziation zu Kirche; sowie
3. die Frage, was Christen und Muslime jeweils voneinander lernen können.

3.1. Der eigene Glaube und die Tradition

Zu dem ersten Themenkomplex »Der eigene Glaube und die Tradition« wurden den Interviewten folgende Fragen gestellt:

- Was bedeutet Ihnen der Islam, was ist Ihnen besonders wichtig?
- Wie leben Sie Ihren Glauben bzw. Ihr Verständnis vom Islam?
- Hat sich Ihr Verhältnis zu Ihrer Tradition im Laufe Ihres Lebens verändert?
- Wie beeinflusst Ihr Glaube Ihre heutigen Entscheidungen und Ihre Lebensweise?
- Was möchten Sie Ihren Kindern mitgeben?
- Wie verhalten sich Beruf und Familie zueinander?

Die Bedeutung des Islam im persönlichen Leben

Alle interviewten Frauen identifizieren sich als muslimische Frauen. Dabei zeigt sich eine große Spannweite in ihrem eigenen Verständnis des Islam. Die Kernaussagen reichen von »Wer nach dem Islam lebt, ist glücklich« über »Islam heißt auch ›in Frieden leben‹« bis zu »Immer wenn ich Islam höre, stelle ich mir gleich etwas ganz Strenges darunter vor. Alles ist durch Gesetze festgelegt, die dein Leben bestimmen.«

Scharareh Gross, die von sich erzählt, dass sie den Islam nicht praktiziert, bezeichnet sich selbst als Muslima und fühlt sich mit den Muslimen in ihrem Ort eng verbunden: »Ich bin zwar keine praktizierende Muslima, dennoch verfolge ich mit großem Interesse das Zusammenleben von Deutschen und muslimischen Mitbürgern. ... Die Tatsache, dass mein Ehemann Österreicher und Mitglied der katholischen Kirche ist, erleichtert mir die Integration in einer stark christlich geprägten Region gegenüber anderen Muslimen enorm.«

Für andere Frauen wie Aysel Akin steht der Islam im Mittelpunkt. Sie kam als 15jährige mit ihrer Familie aus der Türkei und berichtet, dass sie sich sehr bewusst mit ihrer Tradition auseinandergesetzt hat: »Meine Religion bedeutet mir eigentlich alles. Mein Glaube ist der Sinn meines Lebens. Ich versuche, ihn bei allen Entscheidungen einzusetzen und die Gebete einzuhalten. Ich bin offen für alle Religionen, aber durch meine Erziehung und durch eigene Studien bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass der Islam für mich das Richtige ist. Das möchte ich auch meinen Kindern mitgeben.«

Auch wenn Özlem Deger nicht fünfmal am Tag betet, so bezeichnet sie sich doch als gläubig und ist sich der Anwesenheit

Gottes bewusst: »Ich bin gläubig, aber ich bete nicht fünfmal am Tag. Sehr wohl bin ich Gott immer dankbar für das, was ich habe. Und dann sage ich: Hey Gott, ich danke Dir! So verliere ich nicht den Überblick über alles und sehe nicht nur Negatives.«

Sidar Dogan wuchs in einer Kleinstadt in der Osttürkei auf und kam mit 18 Jahren nach Deutschland. Für sie bedeutet Islam Frieden, »denn das ist Gottes Wille für uns und unsere Welt«. Ihre gelebte Religion ist für sie selbstverständlich. Sie lebt sie traditionell, auch in einem christlich geprägten Land: »Wir halten uns an die Grundgebote des Islam wie die Christen an die zehn Gebote. Damit kann man gut miteinander leben. Am Islam, wie wir ihn leben, hat noch keiner Anstoß genommen. Wir haben unsere Jungen beschneiden lassen, wie es bei uns Sitte ist. Wir essen kein Schweinefleisch und feiern mit Freunden zusammen den Bayram zum Schluss des Ramadan.«

Auch Malike Assaid nimmt ihre Religion ernst. Sie ist 25 Jahre, kommt aus Marokko und studiert seit 4 Jahren Wirtschaftsinformatik. Zum Koran und zu ihrem Verständnis des Islam sagt sie: »Der Koran ist für mich eine Wegweisung zum Paradies. Wenn man dem Koran folgt, führt der Weg zum Paradies. Es sind gute Regeln. Man darf nicht klauen, man darf nicht lügen, man darf niemanden umbringen. Es geht immer um etwas Gutes.«

Auch für Emine Selma Kuslu sind die Gebote besonders wichtig. Ihr Verständnis vom Islam ist sehr umfassend: »Ich versuche immer, die Gebote zu halten und auch danach zu leben. Manchmal schafft man das nicht, und wenn man so zurück blickt, dann finde ich das auch schade, weil ich meine Religion kenne und weiß, was es eigentlich heißt. Meine Religion ist der Islam. Islam ist Frieden und den anderen respektieren. Als Muslima bin ich verantwortlich gegenüber meiner Familie, Nachbarn, Freunden, usw. Die Gebote sind mir an meinem Glauben besonders wichtig. Es ist Geborgenheit, Sicherheit. Ich fühle mich einfach sicher mit dieser Seele. Denn ich weiß, meine Religion erwartet immer was Gutes von mir. Vorbildlich sein, nicht beleidigen oder stehlen, die Menschen akzeptieren wie sie sind. Das ist, woran ich immer festhalte.«

Im Libanon aufgewachsen, »in Beirut auf der Grenze zwischen den Glaubensgruppen« hat Fauziehe Fakih in ihrer Kindheit gelernt, dass es wegen der verschiedenen Glaubensunterschiede keinerlei Probleme geben muss. Sie bringt ihre Art, den Islam zu leben, so auf den Punkt: »Der Islam bedeutet für mich Peace – Frieden. Alles am Glauben ist mir wichtig, das mehrmalige tägli-

che Beten, das Leben in der Familie. Der Glaube gibt mir eine gute Stimmung, ein gutes Gefühl. Im Islam fällt alles leicht, was anderen schwer fällt.« Sie zählt auf, wie sich der Glaube konkret in ihrem Lebensalltag niederschlägt: »Viele Aufgaben erfülle ich mit Freude und guter Stimmung: z. B. die Regeln, dass ich an meine Enkelkinder denken soll, mindestens einmal im Jahr entfernte Verwandte grüßen oder von dem, was man hat, etwas an arme Leute abgeben soll. Auch den Respekt zwischen Mann und Frau, vor den Eltern und überhaupt vor älteren Menschen regelt der Koran. Für uns bleiben ältere Menschen nicht allein. Ältere in ein Pflegeheim unterzubringen, käme nur im Ausnahmefall vor. Wenn bei uns die Eltern in ein Pflegeheim kämen, würden wir uns schämen.«

Auch wenn für Frau G. der Islam »etwas ganz Strenges« ist und sie der Auffassung ist, dass »alles ... durch Gesetze festgelegt (ist), die dein Leben bestimmen«, kann sie sich doch »mit vielen Traditionen und Gewohnheiten des Islam ... anfreunden.« Ihre Zugehörigkeit zum Islam versteht sie eher kulturell als religiös: »Feiertage und Feste des Islam macht unsere Familie mit, allerdings weiß keiner wirklich den Sinn davon. Es ist ähnlich wie bei den Christen; vieles wird aufgrund der Gewohnheiten gemacht und nicht wirklich wegen des Glaubens. ... Doch in bestimmten Lebensbereichen spielt der Islam für mich eine entscheidende Rolle. Gastfreundschaft und Respekt vor fremden Leuten wurden in meiner Erziehung immer groß geschrieben. Wenn zum Beispiel Besuch im Haus ist, ist es selbstverständlich, dass man sich als Frau um die Verpflegung des Gastes kümmert und sich nicht ungefragt in Gespräche einmischt.«

Auch der Respekt vor den Eltern und hier besonders dem Vater spielt für Frau G. eine große Rolle: »Auch würde ich nie besonders freizügig bekleidet unter die Augen meines Vaters treten. Ich würde mich unwohl fühlen, wenn er mich beispielsweise im knappen Sommeroberteil sehen würde.«

Die Schwierigkeit Kinder zu erziehen, die in zwei Kulturen aufwachsen, bewegt Frau Tonbil. Sie erlaubt den Kindern im Kindergarten Schweinefleisch zu essen, wogegen die Familie sich zu Hause an die muslimischen Regeln hält und kein Schweinefleisch auf den Tisch kommt. Damit die Kinder sich nicht ausgegrenzt fühlen, bekommen sie auch zu Weihnachten Geschenke. In einer anderen muslimischen Familie steht auch ein Weihnachtsbaum.

Die zitierten Aussagen zeigen, wie bewusst die Frauen sich mit den Inhalten ihrer Religion auseinandergesetzt haben. Der Islam wird nicht als die allein gültige Religion angesehen. Das Leben in einer multireligiösen Gesellschaft, wie z. B. im Libanon, hat vielleicht einen Grundstein für ein offenes Miteinander gelegt, auf das die Frau ihr Vertrauen in die sie umgebenden Menschen gründet. Die christliche Mehrheitsgesellschaft wird mit ihren Werten und Normen wahrgenommen und dient sowohl der Identifikation (Gleichstellung der islamischen Gebote und der 10 Gebote im Christentum) als auch der Abgrenzung (Achtung gegenüber dem Vater und der älteren Generation).

Lebenslanges Lernen und der Gebrauch der Vernunft

Ähnlich wie Frau G. sind viele Menschen der Ansicht, dass der Islam eine Gesetzesreligion ist, die sich darin begründet, dass sich der Mensch der Allmacht Gottes unterwirft und seine Gebote zu befolgen hat. Mehrere Frauen betonen dagegen in den Interviews auch den Aspekt im Islam, der die Menschen auffordert, ihren Verstand zu benutzen.

Edvija Imamovic ist 1992 im Alter von 15 Jahren aus Bosnien-Herzegowina nach Deutschland gekommen. Sie ist davon überzeugt, dass jede und jeder verantwortlich ist, den Koran für sich verständlich zu machen: »Der Islam ist für mich nicht nur ein Glaube, er ist auch ein Wegweiser durchs Leben, um ein guter und aufrichtiger Mensch zu sein. Er ist für mich eine Religion, die Frieden mit den Mitmenschen, Liebe gegenüber den Menschen und den Glauben an den einen, einzigen, barmherzigen und allmächtigen Gott bedeutet. ... Auch wenn ich nicht alle Regeln befolge, so wie sie im Koran und den Hadithen stehen, sehe ich die Vorschriften des Islam als logisch und Sinn gebend an. ... Der Koran ist zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort offenbart worden, aber er lässt sich aus meiner Sicht sehr wohl mit dem Hier und Jetzt vereinbaren. Die Auslegung liegt ja bei jedem Einzelnen von uns.«

Auch Muradiye Osta, die sich als Änderungsschneiderin selbstständig gemacht hat, betont die Wichtigkeit des Lernens. Sie beruft sich auf die Tradition, in der es nach ihren Worten heißt: »dass wir ein Leben lang lernen sollen, von sieben Jahren an bis zum Tod. Aber die Menschen tun das heute nicht mehr. Aber das wäre wich-

tig für alle Menschen, auf der ganzen Erde, nicht nur für die Muslime.«

Sie berichtet, dass sie mit 15 Jahren nach Deutschland gekommen nicht zur Schule gehen wollte. »Aber für meinen Vater war es wichtig, dass ich in der Schule lerne. Das habe ich dann auch getan.«

Canan Usanmaz ist der Meinung, dass der Koran »an ca. 800 Stellen zum Nachdenken und Verstandesgebrauch hin(weist).«

In Hannover gibt es eine Gruppe muslimischer Frauen, die sich regelmäßig privat einmal im Monat trifft zu Gespräch und Austausch. Hamideh Mohagheghi, zweite Vorsitzende des Netzwerkes Huda e.V., plädiert für eine kritische Sichtweise: »Wir lesen den Koran oder jemand hält einen Vortrag. Die Frauen sollten lernen, ihre Religion kritisch zu betrachten und nicht ungefragt alles zu akzeptieren, was andere ihnen erzählen, was islamisch sei. Sie sollten den Mut haben eigene Gedanken zu entwickeln, zum Beispiel durch das Lesen des Korans. Wenn das nicht möglich ist, hören sie zumindest, dass auch andere Meinungen vorhanden sind.«

Auch für sie ist die Vernunft maßgebend, um ein verantwortliches Leben vor Gott zu führen, egal welcher Religion jemand angehört: »Ich lege sehr viel Wert darauf, dass man um Religion zu verstehen oder Religiosität zu leben, unbedingt die Vernunft braucht. Es ist mir nicht von so großer Bedeutung, woher diese Werte stammen, sondern ich schaue, ob diese Werte tatsächlich etwas Positives im menschlichen Leben sind und versuche mich danach zu richten. Wegweisend ist für mich, was mit meiner eigenen Vernunft zu vereinbaren ist. Dies kann einzig durch Bildung erreicht werden.«

Der Koran gilt traditionell als das Wort Gottes, das nicht veränderbar ist. Eine historisch-kritische Betrachtung der Offenbarungsschrift, so wie sie im Christentum stattfindet, ist sehr umstritten und faktisch unmöglich. Die wenigen islamischen Denker, die die Tradition der Rechtsauslegung, die in frühislamischer Zeit die verschiedenen Rechtsschulen hervorgebracht hat, neu beleben wollen, finden sowohl in den islamischen Ländern als auch im Westen kaum Gehör. Um so interessanter ist es, dass die oben zitierten Frauen sich gerade durch die Suren des Koran aufgefordert sehen, lebenslang zu lernen. Für sie ist der Koran nicht ein für alle Zeiten gültiges Gesetzbuch, sondern eine Richtschnur für ihr Leben, wobei der Islam immer wieder neu ausgelegt werden

muss. Dies ist eine Möglichkeit wie es diesen Frauen gelingt, die Werte der Religion zu achten und sie mit der veränderten Lebenssituation zusammenzubringen. Indem sie dafür plädieren, gerade als Frauen die eigene Vernunft zu benutzen, schaffen sie aus eigener Kraft eine Distanz zu der patriarchalen Struktur, die in vielen muslimischen Familien verankert ist.

Das Kopftuch

Der islamische Schleier, vereinfacht als Kopftuch bezeichnet, hat in den vergangenen Jahren in den säkularen Ländern Europas für hitzige Debatten gesorgt. In Deutschland haben Frauen, die das Kopftuch tragen, nahezu keine Möglichkeit, im Schuldienst angestellt zu werden. Auch in vielen anderen Berufszweigen finden Frauen mit Kopftuch keine Anstellung. Viele muslimische Frauen berufen sich auf die in Deutschland herrschende Religionsfreiheit und auf den Koranvers 24,31, »die Frau soll ihre Reize bedecken«. Aus letzterem lesen sie, dass es ihre religiöse Pflicht sei, das Kopftuch zu tragen. Die Hälfte der interviewten Frauen im Ausstellungsprojekt »Gesichter des Islam« tragen das Kopftuch.

Diejenigen, die das Kopftuch tragen, betonen häufig, dass sie es freiwillig tragen. Ihr Mann oder Vater habe nicht »reingeredet.« Sie sehen es als »religiöse Pflicht« oder »fühlen sich damit geschützt« wie die 27jährige aus dem Libanon stammende Wafa Ibrahim: »Ich bin nie gezwungen worden, das Kopftuch zu tragen. Zeitweilig habe ich kein Kopftuch getragen, aber ich habe mich nie wohl gefühlt. Für mich als gläubige Muslima ist das Kopftuch einfach selbstverständlich, es steht im Koran und ich fühle mich damit geschützt.« Allerdings macht sie sich wie viele andere Frauen Sorgen um die berufliche Zukunft: »Ich weiß nicht, ob ich als Kopftuchträgerin eine Arbeitsstelle bekomme. Wenn meine Tochter älter ist, möchte ich arbeiten. Aber ich glaube, viele Arbeitgeber nehmen niemand mit Kopftuch.«

Frau A. erzählt, dass ihre Mutter auch das Kopftuch trägt. Erst während des Studiums sei es ihr wichtig geworden. »Ich habe mich entschlossen, das Kopftuch zu tragen. Drei Jahre habe ich für diese Entscheidung gebraucht. Ich habe mich selbst entschieden und achte nicht auf das Reden der anderen Menschen. Meine Eltern haben mich auf die Konsequenzen aufmerksam gemacht, aber meine Entscheidung respektiert.«

Noala Sultan-Mustaffa hat sich als 20jährige für das Kopftuch entschieden, als Symbol ihrer Liebe zu Gott. Für sie hatte diese Entscheidung keine Nachteile: »Meine Freunde blieben meine Freunde. Jetzt habe ich sogar mehr neue Freunde, darunter auch viele Deutsche. Die Akzeptanz war einfach da. Dafür danke ich Gott aus ganzem Herzen.«

Die bewusste Entscheidung für das Kopftuch hat Asli-Han Bakir schon mit 16 Jahren getroffen, gegen den Willen ihrer Eltern. Diese hätten ihr immer »sehr abgeraten und es mir sogar verboten, da sie negative Konsequenzen fürchteten.« Asli-Han Bakir nutzte einen Türkei-besuch bei ihrer Tante, ihre Eltern waren einkaufen. »Ich habe einfach das Kopftuch umgebunden und ich bin rausgegangen und als ich abends wieder nach Hause kam, hatte meine Tante sie schon etwas beruhigt. Sie sagten nur noch: ›Willst du das für immer machen?‹ und ich sagte: ›Ja!‹.«

In Deutschland zurück war es dann nicht einfach für sie, ihre Mutter machte sich Sorgen: »Meine Mutter fragte dann wieder und wieder, ob es Probleme in der Schule gäbe und ob ich mein Kopftuch nicht doch in der Schulzeit abnehmen möchte, um es später zu tragen. Aber ich habe mich entschieden. Es stimmt: Ich spüre die Ablehnung von manchen Lehrern. Sie fragen mich, ob mich mein Vater zwingt oder ob ich politische Gründe habe, aber das Kopftuch ist nur etwas zwischen Gott und mir selbst.« Ihren Berufswunsch, Lehrerin zu werden, hat sie aus diesem Grunde aufgegeben. Nun plant sie Psychologie oder Pädagogik zu studieren.

Die Eltern der erst 17jährigen Özge Imamoglu haben es akzeptiert, dass sie sich für das Kopftuch entschieden hat. Ihnen wäre es egal gewesen. Özge erzählt, dass ihre Lehrer es ihr nicht geglaubt hätten, dass sie das Kopftuch freiwillig trägt, »weil es ja sonst eigentlich so üblich war, dass die Eltern ihre Töchter dazu zwingen.«

Viele Frauen haben Schwierigkeiten, mit dem Kopftuch eine Arbeit zu finden. So auch Gül Atalay: Sie wollte gerne Erzieherin werden, ein Beruf, den sie als Muslima in der Regel nicht in einem konfessionellen Kindergarten ausüben kann. Ihre Schwester dagegen sei in Holland Leiterin eines Kindergartens. Man sagte ihr hier: »Du kannst die Ausbildung machen, aber wir können dich nicht übernehmen wegen der Religion. Ich habe gesagt: ›Wir haben doch viele muslimische Kinder in den Kindergärten.‹ Ich bin schockiert gewesen, dass ich das nicht durfte.«

Havva M. erzählt, dass sie als Arzthelferin keine Anstellung wegen ihres Kopftuches bekam. Ihre Arbeitslosigkeit nahm sie zum

Anlass sich fortzubilden: »Dann als Medizinisch-Technische Assistentin fand ich eine Arbeitsstelle. Mein Chef war mit einer Koreanerin verheiratet und hatte Verständnis für Ausländerinnen.«

Nicht alle tragen es aus eigener Überzeugung. Hoda Salah ist 21 Jahre alt und stammt aus dem Libanon. Der Kernsatz, den sie gewählt hat, steht in Widerspruch zu ihrem Äußeren, denn ihre Eltern möchten, dass sie das Kopftuch trägt: »Glaube ist nicht, was man anzieht, Glaube ist im Herzen. Was ich anziehe, hat nichts damit zu tun, ob ich gläubig bin.« Weiter erzählt sie, dass es hier nicht leicht sei, »das Kopftuch zu tragen. Ich hatte deswegen schon Schwierigkeiten in der Schule. Ich wollte manchmal nicht dorthin gehen. Viele machen Witze: ›Hast Du keine Haare auf dem Kopf?‹, fragen sie.«

Ismihan Aslan ist 1972 mit sieben Jahren nach Deutschland gekommen. Sie erfährt deutliche Diskriminierung wegen des Kopftuches. Sie leidet unter den Verallgemeinerungen: »Zum Beispiel sprechen mich einige mit einem ›Ausländerdeutsch‹ an, weil sie denken, dass ich der deutschen Sprache nicht mächtig bin. Leider muss ich diese Personen enttäuschen. Ich kann die deutsche Sprache genauso gut wie meine Muttersprache. Viele denken, wenn man ein Kopftuch trägt, ist man dumm und kann nichts.«

Anderen Frauen sind diese Schwierigkeiten fremd. Sie halten das Kopftuch nicht für notwendig. Die heute 20jährige Rita Balutsch ist in Kabul/Afghanistan aufgewachsen. Sie kam mit neun Jahren nach Deutschland. Sie hat in ihrem Kernsatz das Kopftuch thematisiert: »Ich trage kein Kopftuch als äußeres Zeichen meines Glaubens. Wichtiger finde ich, dass ich im Herzen Muslimin bin und alle Regeln des Islam kenne.« Die 62 jährige Wirtschaftswissenschaftlerin Rahima Valena, kommt ebenfalls aus Kabul, hat in den USA studiert und lebt seit 30 Jahren in Deutschland. Sie ist die einzige der interviewten Frauen, die das Kopftuch rigoros ablehnt: »Das Kopftuch ist für mich ein Zeichen der Unterdrückung der Frauen – nicht des Glaubens.« Auch Scharareh Gross, die im Iran geboren ist, hat viele Jahre im Westen gelebt und studiert und trägt kein Kopftuch.

Fauziehe Fakih stammt aus dem Libanon. Sie begründet ihre Haltung wie folgt: »Ich habe auch im Libanon kein Kopftuch getragen, weil wir immer schon in gemischten Gruppen gelebt haben und meine Eltern modern waren.«

Andere, die es für sich selbst nicht in Anspruch nehmen – wie Edvija Imamovic – zollen den Frauen, die es tragen, Respekt: »Für mich persönlich hat das Kopftuch keine entscheidende Bedeutung,

weshalb ich es auch nicht trage, aber ich habe großen Respekt vor Frauen, die aus eigener Überzeugung, gerade in einem nichtislamischen Staat, das Selbstvertrauen haben und sich mit dem Kopftuch als einem Teil ihrer Identität integrieren.«

Die Beweggründe, warum muslimische Frauen ein Kopftuch tragen oder nicht, sind vielfältig. Für viele, die es tragen, ist es ein bewusster Entscheidungsprozess, der oft in mehreren Phasen verläuft und manchmal sogar gegen die Überzeugung der Eltern durchgesetzt wird. Andere, die es nicht tragen, sprechen von ihrer Achtung gegenüber den Kopftuchträgerinnen, anerkennen, dass es in einem westlich-christlichen Umfeld mutig sei, es zu tragen, gerade weil es auch oft mit Nachteilen im beruflichen oder auch privaten Umfeld verbunden ist. Einige der interviewten Frauen lehnen das Kopftuch ab, halten es für unmodern oder gar für ein Zeichen der Unterdrückung der Frauen.

Diejenigen Frauen, die es nicht tragen, haben keine Schwierigkeiten im beruflichen oder persönlichen Umfeld, die im Kopftuch begründet sind. Sie sind berufstätig oder studieren. Eine wichtige Transformation leisten die Frauen, die sich für das Kopftuch entscheiden, obwohl sie Schwierigkeiten im Arbeitsleben haben oder erwarten. Sie versuchen ihre religiöse Überzeugung mit der Realität in Einklang zu bringen, indem sie nicht aufgeben und einen einsichtigen Chef finden oder indem sie ihren ursprünglichen Berufswunsch aufgeben und sich für einen anderen entscheiden. Schwieriger ist es für die junge Frau, die es den Eltern zuliebe trägt. Dieses Verhalten zeigt leichte Rückzugstendenzen, da sie sich an die überlieferte Tradition anpasst.

3.2. Christen und Christinnen, Kirche und Christentum

Die muslimischen Frauen als Minderheit antworten darauf, wie sie Christen und Christinnen erleben. Oft beziehen sich die Antworten auch auf das, was Christen und Muslime voneinander lernen können. Die Frauen schildern Diskriminierungserfahrungen oder Erlebnisse, die mit ihrer Migration zusammenhängen. Einige Antworten stehen exemplarisch für die zahlreichen Aussagen. – Folgende Fragen dienten als Leitfragen:

- Welche Assoziationen fallen Ihnen zu Kirche und Christentum ein?

- Wie erleben Sie die Rolle von Frauen im Christentum und in der Gesellschaft?
- Wie erleben Sie den Kontakt zu Christen?
- Wie ist es, in einem vom Christentum geprägten Land zu leben?
- Erfahren Sie Diskriminierungen?
- Gibt es etwas, das Christen von Muslimen lernen können?
- Gibt es etwas, das Muslime von Christen lernen können?

Was können Muslime von Christen und Christen von Muslimen lernen?

Muslime können von Christen lernen, pünktlicher und ordentlicher zu sein. Sie können lernen, nicht nachtragend oder geduldiger zu sein. Diese vier Antworten lassen erkennen, dass Menschen nicht nur als religiöse Wesen erlebt werden, sondern in ihrer ganzen Art und Weise. Christ zu sein, bedeutet synonym »der Andere« zu sein; der, der nicht der Gruppe der Muslime bzw. der türkischen Gemeinde angehört. »Dem« Christen werden die für Deutsche oft charakteristischen Merkmale »pünktlich« und »ordentlich« zugeordnet. Andere Antworten lauten: den Verstand zu gebrauchen, disziplinierter zu arbeiten, besser organisiert zu sein, die Umwelt zu achten. Einer der drei interviewten Männer fordert mehr Ehrlichkeit von Muslimen und dass sie »Doppelzüngigkeit vermeiden« sollen.

All diese Wünsche benennen grundlegende Eigenschaften, die vielleicht eher kulturell als in der religiösen Eigenheit des Christentums begründet sind. Sie sind jedoch so augenscheinlich, dass sie es wert sind, benannt zu werden. Es gibt jedoch auch Aussagen, die die Grundlagen der Religion betreffen: z. B. ist Gül Atalay der Ansicht, dass Muslime von Christen lernen könnten, nicht so eine starke Trennung der Geschlechter zu praktizieren.

In all diesen Äußerungen klingt eine Kritik an der muslimischen Gesellschaft oder an Einzelnen an. Die Verhaltensweisen der Christen werden als nachahmenswert hervorgehoben. Geht es nun darum, was Christen von Muslimen lernen können, so werden die als positiv erlebten Aspekte des Islam betont: Achtung der Eltern und der Familie, mehr Freundlichkeit, größere Gastfreundschaft, Nachbarschaftshilfe, Spontanität oder mehr Gefühl zeigen. Einige dieser Werte können sowohl kulturell als auch religiös begründet sein. Dagegen ist die Äußerung, Christen könnten von Muslimen »die Liebe zu allen Propheten« lernen, eindeutig auf die religiösen

Inhalte des Islam bezogen. Ebenso der Hinweis auf das Alkoholverbot im Islam. Menschen würden unter Alkoholeinfluss die Kontrolle über sich und damit den Respekt vor anderen verlieren. Hamideh Mohagheghi hat erlebt, dass Freunde ihrer Kinder sagten: »Du hast es gut. Ich kann ja nicht sagen, dass ich sonntags zur Kirche gehe, dann werde ich ausgelacht.« In diesem Zusammenhang wünscht sie den Christen mehr Mut, ihre Religiosität zu leben.

Sicher sind Religion und Kultur nur schwer zu trennen. Frau G. verbindet mit dem Respekt im Islam automatisch den Wert der Gastfreundschaft. Einige Frauen, wie Gül Atalay, differenzieren ganz klar: »Wir haben einen kulturellen Hintergrund und einen islamischen.« Nazli Pehlivan gibt zu bedenken: »Kultur und Religion werden oft verwechselt oder gleichgestellt. Was eigentlich Kultur ist, wird fälschlicherweise mit Religion begründet, z. B. Klassenfahrten.« Dass der Islam auch unabhängig von der Kultur eines Landes gelebt werden kann, bescheinigt ihm Rahima Valena. Sie sagt, sie habe »gelernt, im Geiste meiner Religion zu leben, so dass meine Religion und mein Glaube nicht meine kulturelle Identität darstellt, sondern mich mit meinem Gott verbindet.« Auch Scharareh Gross schildert, dass ihre traditionelle Erziehung durch die westliche Weltanschauung begleitet wurde.

Viele der Frauen begrüßen die Möglichkeiten, die sie in Deutschland oder anderen westlichen Ländern kennen gelernt haben. Sidar Dogan: »Frauen werden hier um ihre Meinung gefragt. Das gefällt mir.« Mehrere Frauen wünschen sich, dass muslimische Frauen aktiver und mutiger werden. Rahima Valena bezieht sich auf die Reformen Martin Luthers und wünscht sich »zeitgemäße Veränderungen ... im Islam«.

Diskriminierungs- und Migrationserfahrungen

Wie kommen Menschen in einem Land zurecht, in dem ihnen die Sprache oder die gesellschaftlichen Regeln fremd sind? Frau Osta erinnert sich, dass ihr die »Landsleute« fehlten: »Ich habe hier in Aurich zum ersten Mal gemerkt, dass ich in Deutschland bin und nicht in der Türkei. Hier leben nur wenige Türken und Muslime. Vorher haben wir in Bremen gelebt. Da gab es viele Menschen aus der Türkei; es war eine ›kleine Türkei‹ und das war schön. Die Leute hier in der Stadt sind alle sehr nett, aber mir fehlt die Atmosphäre der Türkei, mir fehlen die Landsleute.«

Die fehlende Sprachfähigkeit war Ursache, dass Frau Havva M. und ihre Mutter nicht nach Hause fanden, da sie sich verlaufen hatten und niemanden nach dem Weg fragen konnten.

Der Mann von Gül Atalay hingegen weiß sehr positiv von seiner ersten Zeit in Deutschland zu berichten: »Die besten Jahre in Deutschland waren die 80er Jahre. Wir waren die ersten Ausländerkinder. Unsere Eltern waren ja als Gastarbeiter gekommen. Da waren die Menschen hier anders. Ich konnte ja kein Deutsch, aber die wollten alle mit mir spielen. Die Kinder haben immer einen Kreis um uns gebildet in den Pausen. Und die Lehrer haben sich sehr um uns bemüht. Wir haben schnell Deutsch gelernt, denn wir waren ja nicht viele ausländische Kinder hier.«

Direkte Diskriminierung erleben einige Frauen, die ein Kopftuch tragen. Frau Aslan wird mit »Ausländerdeutsch« angesprochen und auch Aysel Akin berichtet, dass der Germanistikprofessor vermutete, sie habe sich verlaufen, als sie in seinem Unterricht saß. Auch ohne Kopftuch zeigt sich Sidar Dogan über eine Begebenheit schockiert, als ein ca. 10jähriger Junge sie mit folgenden Worten attackiert: »Was willst Du hier? Hau ab!« Auch in ihrem Selbstwertgefühl verletzt ist Asli-Han Bakir, als sie in Frankreich auf einer Mauer geschrieben liest: »you must kill the muslims, where you find them.«

Andere Frauen verneinen Diskriminierung und versuchen eine Erklärung, dass ihr Name nicht türkisch klinge (Deger) und sie recht groß gewachsen sei oder dass sie nicht typisch türkisch aussehe.

In einem christlich geprägten Land zu leben, bedeutet auch eine andere Rollenverteilung von Mann und Frau, von Kindern und Eltern zu erfahren. Mehrere junge muslimische Frauen berichten, dass sie nicht einwilligen in eine frühe Verlobung, die von den Eltern festgelegt wird. Sie fordern das Recht auf eine Ausbildung und auf eine freie Wahl des Ehemannes, so wie sie es bei den gleichaltrigen deutschen Frauen erleben. Dies lässt vermuten, dass sie sich mit deutschen Gleichaltrigen vergleichen. Sie weisen das traditionelle Ansinnen der Eltern zurück und treffen eine eigene Entscheidung, die ihrem persönlichen Alltag angemessen erscheint.

Die Aussagen zeigen exemplarisch, dass die muslimischen Frauen in ihrem Alltag mit diversen Schwierigkeiten konfrontiert sind. Diese kommen aus der sie nicht verstehenden Außenwelt auf sie zu oder sie entstehen in der Familie, da Rollenverständnis und Herkunftstradition nicht mehr als angemessen erlebt werden. Gerade die Äußerungen, was Christen und Muslime voneinander

lernen können und umgekehrt, machen Mut. Hier wird deutlich, dass Menschen in ihrem Verhalten, mit ihren Werten und Normen unterschiedlich wahrgenommen werden: Während sie manche Verhaltensweisen kritisieren, empfehlen die Frauen andere vorbildlich zur Übernahme.

4. Fazit

Im Optimalfall sollte eine Gesellschaft alle Kräfte aufbringen, um das Potenzial eines jeden Einzelnen zu nutzen. Hat jedes Mitglied der Gesellschaft – so ist die Theorie – einen sicheren Platz, dann kann es sich entfalten und seinen Beitrag für das Gemeinwesen leisten. Voraussetzung ist, dass jeder, ob der Mehrheit oder der Minderheit angehörig, sich angenommen weiß. Gerade im Zusammenleben unterschiedlicher Religionen und Kulturen zeigen sich die Unterschiede deutlicher als in einer homogenen Gesellschaft. Die Menschen sind aufgefordert, diese Differenzen in ihr eigenes Weltbild zu integrieren.

Die Interviews belegen, dass die Integrationsleistung jeder einzelnen Frau sehr individuell verschieden ist. Es zeigt sich, in welcher Vielfalt der muslimische Glaube in Deutschland gelebt und verstanden wird:

So entscheidet sich die Kopftuch tragende Frau für einen anderen Beruf, in dem sie hofft, auch mit Kopftuch eine Stelle zu bekommen. Die Kinder bekommen in einer Familie auch zu Weihnachten Geschenke, um nicht in der Klasse als Außenseiter dazustehen. Im Kindergarten erlaubt die Mutter den Kindern Schweinefleisch zu essen, zu Hause setzt sie konsequent das Verbot durch.

Allein die Tatsache, dass die Frauen bereit waren an einem Interview teilzunehmen, das in der Regel von christlicher Seite geführt wurde, zeigt, dass diese – auf der Skala zwischen Rückzug und Anpassung – nicht die Extreme bilden. Auch ist voranzusetzen, dass alle Frauen ein gewisses Interesse an der christlichen Mehrheitsgesellschaft haben, da sie sonst ihre Erfahrungen durch die Interviews nicht zur allgemeinen Verfügung gestellt hätten.

Besonders deutlich wird in den Interviews der enge Zusammenhang von Kultur und Religion und ihre Vermischung. Gefragt, was Christen von Muslimen lernen können und umgekehrt, finden wir häufig Aussagen, die sich auf die kulturelle Prägung beziehen

und selten auf die explizit religiösen Werte des Christentums, z. B. wird Pünktlichkeit von Muslimen genannt. Christen und Christinnen werden stärker als Vertreter/innen der säkularen, westlichen Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen als als Anhänger des Christentums. Genauso bezieht sich häufig die Kritik an »Muslimen« auf Verhaltensweisen, die in der orientalischen oder türkischen Kultur gründen. Der Begriff »Muslim« dient neben der Bezeichnung eines Gläubigen im Islam auch zur Feststellung der Zugehörigkeit zu einer Kultur⁹.

Eine Antwort auf die Frage, was Menschen unterschiedlicher Religionen und Kulturen voneinander lernen können, setzt voraus, dass der Gefragte bereits ausreichend Erfahrungen im Zusammenleben gesammelt hat, die Vergleiche und ein abschließendes Urteil ermöglichen. Ein Verhalten oder eine Einstellung, die es wert ist gelernt zu werden, hat der Überprüfung der eigenen Werte standgehalten und wird wichtiger eingestuft als die ursprüngliche Verhaltensweise. Der Einzelne empfiehlt oder übernimmt selber Neues, das der Herkunftstradition fremd ist.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass nahezu alle Frauen bereit sind, alte Traditionen zu hinterfragen. Diese werden entweder für gut befunden und beibehalten oder gegebenenfalls hinter sich gelassen. Sie orientieren sich an der hiesigen Lebensrealität und finden neue Lösungen für den Alltag. Dabei gelingt es dem überwiegenden Teil recht gut, ihre Religion in ihrem Leben zu verorten. Rückzugstendenzen konnten allenfalls bei noch sehr jungen Frauen konstatiert werden. Diese erklären sich durch die Tatsache, dass diese noch gefangen sind in der elterlichen Autorität. Ein jugendliches Aufbegehren, die Traditionen zu hinterfragen, ist ebenso feststellbar. Auch Anpassung an die christliche Gesellschaft entsteht in dem Maße, wie es im Rahmen der Glaubensausübung von jedem einzelnen verantwortet wird. Der Islam hat für die Frauen im Alltag, in der Erziehung der Kinder und in ihren Überzeugungen eine feste Stelle. Geprägt von anderen Herkunftstraditionen verschaffen die muslimischen Frauen ihrem Glauben einen angemessenen Platz in ihrem Leben, was in der säkularen christlich geprägten bundesdeutschen Gesellschaft anscheinend nicht immer einfach ist.

⁹ Menschen, die sich nicht als gläubige Muslime verstehen, sich aber dennoch zu dem Kulturraum gehörig fühlen, aus dem sie kommen, werden auch als »Kulturmuslime« bezeichnet.

Alles in allem ist dies für das Individuum eine wichtige Transformationsleistung. Den Frauen gelingt es in hohem Maße sich in die Gesellschaft einzufügen und sich so mit dieser zu identifizieren. Gleichzeitig bleiben sie sich und ihren Überzeugungen treu. Für die Kultur im Ganzen ist es ein nur kleiner, aber wesentlicher Schritt zur Veränderung und Weiterentwicklung.

5. Die Kernsätze der Interviews auf den Porträttafeln

- Glaube zu haben ist etwas Bedeutendes im Leben. Toleranz, Anerkennung und Respekt voreinander und untereinander – das tut not.
- Der Glaube gibt mir eine gute Stimmung, ein gutes Gefühl.
- Wir sollten nicht erst einmal miteinander reden, um zu sehen, ob man miteinander leben kann, sondern wir sollten miteinander leben, um uns auch gegenseitig kennen zu lernen.
- Als Arzthelferin bekam ich keine Anstellung wegen meines Kopftuches. Dann als Medizinisch-Technische Assistentin fand ich eine Arbeitsstelle. Mein Chef war mit einer Koreanerin verheiratet und hatte Verständnis für Ausländerinnen.
- Der Koran zeigt uns eine Lebenslinie, der Prophet erläutert uns diese noch einmal. Es ist wichtig, dass Christen und Muslime miteinander leben.
- Die Kinder sollen wissen, was wichtig und was richtig ist. Und das ist für mich der Glaube. Man muss doch eine Richtung im Leben haben.
- Ich wünsche mir, dass man aufeinander zugeht, um sich besser kennen zu lernen. Man muss fragen, um zu verstehen.
- Ein Mensch, der Glauben hat, vor dem hab ich keine Angst, dass er mir etwas antun könnte. Ein Mensch, der glaubt, der glaubt ja an den Jüngsten Tag. Da kommt dann alles raus, was wir Gutes oder Schlechtes gemacht haben. Man lebt vielleicht 80 Jahre, dann hat man das Ewige Leben vor sich und darauf zu muss man sich in vorsichtigen Schritten vortasten.
- Wer Gott den Gerechten kennt und liebt, sollte sich bewusst sein, dass jeder Mensch, egal welchem Glauben und welcher Rasse er angehört, etwas Heiliges, Wertvolles von »Ihm« trägt, nämlich »das Leben«.

- Wenn man irgendwo hinkommt, egal, ob nach Deutschland, Amerika oder Australien, muss man sich anpassen. Das ist die Voraussetzung, um da zu leben. Ich muss ja nicht den Glauben annehmen oder die Kultur, aber ich möchte sie kennen lernen.
- Mein größter Wunsch ist es, Ruhe und Geborgenheit in meinem Glauben zu finden und einen Beruf, der mich selbständig macht.
- Ich lebe hier im Bewusstsein, dass die Menschen christlich tolerant sind. Wir können glauben, wie wir wollen, nichts wird uns vorgeschrieben. Es gibt keine Konflikte für mich in Deutschland durch den Glauben.
- Die Gebote sind mir an meinem Glauben besonders wichtig. Es ist Geborgenheit, Sicherheit. Ich fühle mich einfach sicher mit dieser Seele.
- Gott hat uns erschaffen und wir sollen ihm zeigen, dass wir dankbar sind. Aber letztendlich zählt nur eines: Man soll eben gut sein zueinander.
- Den Islam kann man nicht mit Worten beschreiben. Den Islam muss man leben, um seine großen Schätze zu entdecken. Wenn man Gott liebt, liebt man auch alle Menschen.
- Heimat ist für mich ein Gefühl, kein geographischer Ort. Ich bin zwischen den beiden Ländern. Ich freue mich, wenn ich in der Türkei bin. Aber ich habe auch hier ein Stück Heimat gewonnen.
- Der Islam ist für mich nicht nur ein Glaube, er ist auch Wegweiser durchs Leben um ein guter und aufrichtiger Mensch zu sein.
- Ich bin sehr religiös und lebe nach den Regeln des Islam. Ich halte mich für liberal und lebe gern mit Christen zusammen und in Deutschland. Ich bin für alles offen und wichtig ist für mich der Mensch, seine Religion ist zweitrangig.
- Der Islam sieht Frauen nicht als Objekte an. In einer Gesellschaft, in der der wahre Islam praktiziert wird, wird den Frauen ein hohes Maß an Höflichkeit und Respekt entgegen gebracht und man wird sicherstellen, dass Frauen in Freiheit und Sicherheit leben können.
- Islam bedeutet Frieden. Wenn Muslime die Welt verändern wollen, sollen sie es auf friedliche Weise tun und nicht durch Terror, der überall in der Welt zuschlägt.
- Es sind gute Regeln. Man darf nicht klauen, man darf nicht lügen, man darf niemanden umbringen. Es geht immer um etwas Gutes.

- Weder meine Religion hindert mich an der Ausübung meines Berufes und an der Teilnahme an dem Gesellschaftsleben noch hindert mich mein Beruf an der Ausübung meiner Religion.
- Glaube ist nicht, was man anzieht, Glaube ist im Herzen. Was ich anziehe, hat nichts damit zu tun, ob ich gläubig bin.
- Ich achte darauf, dass der Islam zu mir gehört. Ich bete nun auch nicht regelmäßig. Aber manchmal kommt es einfach so, wenn ich ruhig werde: »Gott hilf mir!« Ich brauche zum Beten nicht den Gebetsteppich – ich bete für mich.
- Ich trage kein Kopftuch als äußeres Zeichen meines Glaubens. Wichtiger finde ich, dass ich im Herzen Muslimin bin und alle Regeln des Islam kenne.
- Wer nach dem Islam lebt, ist glücklich.
- Islam heißt auch »in Frieden leben« und ich finde, Christen und muslimische Leute können wirklich in Frieden leben. Man kann alles besprechen und alles in Ruhe und Frieden lösen. Ich finde, Gewalt ist keine Lösung und mit Gewalt kann man auch nichts erreichen.
- Immer wenn ich Islam höre, stelle ich mir gleich etwas ganz Strenges darunter vor. Alles ist durch Gesetze festgelegt, die dein Leben bestimmen.
- Ich habe bemerkt, dass die Bevölkerung sich schon für Menschen aus anderen Kulturkreisen interessiert, aber dennoch Berührungängste vorhanden sind.